



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Prekäre Arbeit“

Eine ethnographische Untersuchung des „Arbeiterstrichs“ auf der Triester Straße

Verfasserin

Mirjam Gutsche

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin: Univ. Prof. Dr. Elke Mader

Danke

Wie viele andere wissenschaftliche Arbeiten, wäre auch diese ohne die Unterstützung vieler Menschen niemals zustande gekommen. Leider lässt sich eine wahrhafte Dankbarkeit mit Worten kaum ausdrücken. Dennoch empfinde ich es hier als schönsten Teil am Ende meiner Diplomarbeit, all jenen meinen Dank auszusprechen, die mir bei der Erstellung dieser wissenschaftlichen Arbeit geholfen haben. Ganz gleich wie, ohne Eure Hilfe hätte ich das wohl kaum geschafft.

Mein Dank und meine Liebe gilt meinen Eltern, Karl und Maria Gutsche, die mir diesen Bildungsweg in Wien ermöglichten und gemeinsam mit meinem Bruder Mario Gutsche immer hinter mir standen und mich während meines gesamten Studiums liebevoll mit Interesse, Geduld und moralischer Unterstützung begleiteten. Ihr habt mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Ich danke Euch!

Ich möchte mich bei Dr. Elke Mader bedanken, die mir die Durchführung meiner Abschlussarbeit ermöglichte. Mein besonderer Dank richtet sich an Mag. Gerti Seiser, für die intensive, mit anderen Worten grenzüberschreitende, persönliche Betreuung, die wissenschaftlichen Anregungen, konstruktive Kritik und vielen Stunden die sie mir und meiner Arbeit widmete. Die köstlichen Mahlzeiten und fürsorglichen Stunden werde ich immer in Erinnerung behalten.

Es sei vor allem meinen GesprächspartnerInnen - sowohl den arbeitssuchenden Männer wie auch den AnrainerInnen und Angestellten der umliegenden Geschäfte - gedankt, die mir in zahlreichen Aufenthalten und vielen Stunden des gemeinsamen Wartens Einblick in die prekäre Situation auf der Triester Straße gewährten und mir dadurch diese Arbeit überhaupt erst ermöglichten. Ich danke Mag. Oliver Lackenbacher für die Bereitwilligkeit mir Informationen der Wiener Wirtschaftskammer mitzuteilen.

Ich möchte mich bei Raphael Rappitsch bedanken, der diesen gesamten Prozess mit diversen Höhen und Tiefen miterlebte und mich nicht nur in allem tatkräftig unterstützte und für nötige Ablenkung sorgte sondern auch zu jeder Stunde und Tageszeit ein offenes Ohr sowie liebevoll, ermutigende Worte für mich hatte. Ich danke Dir von ganzem Herzen!

Ich danke Mag. Veronika Lassenberger für die inspirierenden Diskussionen und zahlreichen Stunden, die Sie für die Korrekturlesungen meiner Arbeit aufbrachte. Auch Nina Gruber, Mag. Katja Schifferegger, Clemens Trotzmüller und Sebastian Müller danke ich für ihre sofortige Bereitschaft, mir bei der stilistischen Ausformulierung dieser Arbeit zu helfen.

Nicht zuletzt möchte ich mich bei Michaela Schupfer, Mario Stritzl, Martina Lang, Nicole Rehn, Katharina Duchaczeck, Bernadette Rechberger und all meinen lieben Freunden und Arbeits- und Studienkollegen herzlichst bedanken, die nicht müde wurden mir zuzuhören und mir stets mit Denkanstößen, Kritik, Motivation und emotionaler Unterstützung beistanden. Nur durch die zahlreichen Gespräche mit Euch konnte ich all die aufwühlenden Erfahrungen verarbeiten und reflektieren und somit diese Arbeit verfassen.

Ein großes Dankschön an Euch!

***„People do not live in different worlds,
they live differently in the world“***

(Kirsten Hastrop)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Begriffsbestimmung: „Arbeit“	5
2. Historische Auseinandersetzung zum informellen Sektor	7
2.1. Industrialisierung in Europa: Entstehung eines „informellen Sektors“	7
2.2. Ortung des „informellen Sektors“ in „Entwicklungsländern“	9
2.3. Erste Ansätze zum informellen Sektor	10
2.4. Neoliberalismus	12
2.5. Interaktion der beiden Sektoren	15
3. Kontext Österreich	17
3.1. Der Irreguläre Sektor in Österreich	17
3.2. Zugangsbeschränkungen zum österreichischen Arbeitsmarkt	21
3.3. Strafen und Kontrollen	23
3.4. Umfang irregulärer Beschäftigungen	25
3.5. Vielseitigkeit des irregulären Sektors	25
4. Sicherheit	27
5. Prekarität	29
6. Forschungsrahmen	33
7. Zeitungsartikelanalyse	37
7.1. Auswahl der Zeitungsberichte	37
7.2. Methode für die Analyse der Zeitungsartikel: Qualitative Inhaltsanalyse	38
7.3. Vorstellung der Kategorien	41
7.4. Allgemeine Darstellung der Situation	42
7.4.1. Kategorie: Beschreibung der Akteure	44
7.4.2. Kategorie: Gründe eine irreguläre Beschäftigung auszuüben	46
7.4.3. Kategorie: Gründe eine irreguläre Beschäftigung zu beauftragen	48
7.4.4. Kategorie: Interaktion	50
7.4.5. Kategorie: Tätigkeiten und Lohn	51
7.4.6. Kategorie: Strafmaßnahmen und Kontrollen	53
7.4.7. Kategorie: AnrainerInnen	57
7.5. Zusammenfassung	59
8. Feldforschung „Triester Straße“	63

8.1. Emic and etic	63
8.2. Herangehensweise	64
8.3. Probleme, Zweifel und Schwierigkeiten	65
8.3.1. Illegalität	65
8.3.2. Positionierung	66
8.3.3. Voreingenommenheit (Bias) und Emotionen	66
8.4. Problemzentriertes Interview	67
8.5. Forschungsprozess	68
8.5.1. Annäherung zum Forschungsfeld „Triester Straße“	68
8.5.2. Allgemeine Eindrücke	68
8.5.3. Kontaktaufnahme	70
8.6. Ergebnisse	80
8.6.1. Rahmenbedingungen	80
8.6.2. Zukunft	89
8.6.3. (Transnationale) Soziale Beziehungen: Familie, Freunde, Kollegen	91
8.6.4. Arbeitssuche	95
8.6.5. Austausch und Probleme	108
8.6.6. Absicherung, Versicherung, Arbeitsunfälle, Gesundheit	109
8.6.7. Polizei und Kontrollorgane	111
8.6.8. Anrainer	114
8.7. Conclusio	120
9. Anhang	126
10. Literatur- und Quellenverzeichnis	138
11. Abstract	146
Curriculum Vitae	146

Einleitung

Schon zu Beginn meines Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie war mir bewusst, dass ich dieses mit einer empirischen Auseinandersetzung zu einer Materie abschließen möchte. Im Rahmen meiner Diplomarbeit entschied ich mich für eine empirische Analyse des „irregulären Sektors“ in Wien.

Es handelt sich dabei um ein sehr präsent und diskursives Feld, welches im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interesse der Öffentlichkeit steht.

Angesichts dessen, dass die Volkswirtschaft in Österreich wie auch in vielen anderen Ländern zweigeteilt ist und aus einem formellen und einem informellen Sektor besteht, sind Begriffe wie Schwarzarbeit, Schattenwirtschaft, irreguläre Arbeit und informelle Arbeit oder Untergrundwirtschaft heute häufig sowohl in wissenschaftlichen Arbeiten als auch in alltäglichen Medien zu finden. Es bestehen sehr unterschiedliche Konzeptionen zum informellen Sektor, für den es keine international anerkannte Definition gibt.

Spricht man in Österreich von irregulären Beschäftigungen bzw. von Schwarzarbeit handelt es sich um eine Form der Erwerbsarbeit, die einem illegalisierten Bereich zugeordnet wird. Irreguläre Arbeitsverhältnisse werden verkürzt mit Steuer- und Abgabenhinterziehung und mit Leistungsmissbrauch assoziiert.

In wirtschaftswissenschaftlichen Texten steht zumeist die „Bekämpfung von „Schwarzarbeit“ im Mittelpunkt des Interesses. Dabei werden vorrangig die volkswirtschaftliche Bedeutung und die damit verbundenen negativen Auswirkungen beleuchtet. Wie sich jedoch das Fehlen einer staatlichen Regulation auf ArbeitnehmerInnen auswirkt, wird in diesen Auseinandersetzungen häufig ausgespart oder nur einseitig bearbeitet.

Als ein informeller Sektor in sogenannten „Entwicklungsländern“ in den 1950er Jahren geortet wurde, begann eine kritische Auseinandersetzung zu dessen Bestehen und seinen Funktionen. Seither entwickelte sich zunehmend starke Kritik am dualen Wirtschaftssystem und dem darauf aufbauenden staatlichen Regulierungsrahmen. Seit der Deregulierung der Arbeitsgesetzgebung in den 1970er Jahren haben sich die Forschungen zum informellen

Sektor intensiviert und WissenschaftlerInnen beschäftigen sich seither vermehrt mit den prekären Folgen kapitalistischer Entwicklungsprozesse.

In diesem Zusammenhang reihe ich meine Diplomarbeit ein, wobei ich meine Forschungsfrage sehr offen wählte. Diese lautete: „Wie schaffen es irregulär erwerbstätige Personen in Österreich ihr Leben aufzubauen?“ Da irreguläre Beschäftigungsverhältnisse heute jedoch fast überall zu finden sind, beschloss ich mein Forschungsfeld einzugrenzen. Als Untersuchungsort wählte ich jenen kurzen Abschnitt der Triester Straße in Wien, der in österreichischen Medien als „Arbeiterstrich“ bzw. als Sammelplatz für „Schwarzarbeiter“ – hauptsächlich Männer – bekannt ist, die auf der Straße ihre Arbeitskraft anbieten. In Zeitungsberichten wird beispielsweise Folgendes geschildert:

Auf dem größten Arbeiterstrich Wiens stehen Männer den ganzen Tag wie Prostituierte herum. Haben sie Glück, gibt es Knochenarbeit auf dem Bau – für ein paar Stunden oder Tage, illegal und ohne jede Sicherheit. (Martins, S.132)

Auf dem hundert Meter kurzen Straßenabschnitt teilen sich dutzende Männer den 'Arbeitsplatz' und Sorgen über eine ungewisse Zukunft. (Feka/Zelchowski, S.127)

Als ich aufgrund seiner medialen Präsenz von den Gegebenheiten dieses Ortes erfuhr, stellte sich mir immer wieder die Frage, was Menschen in diese Situation drängt und welche Bedingungen ein Arbeitsplatz auf der Straße mit sich bringt. Im Jahr 2010 beschloss ich eine empirische Forschung auf der Triester Straße durchzuführen, um so Einblick in die Arbeits- und Lebenssituation jener Menschen zu bekommen. Mein Zugang war ein ethnographischer. Die vorliegende Arbeit gliedert sich wie folgt:

Vorab wird eine Begriffserklärung zum Feld „Arbeit“ angeführt. Im zweiten Kapitel werde ich die Entwicklung des informellen Sektors beleuchten, dessen Bestehen in Industrienationen lange Zeit ignoriert wurde. Eine historische Auseinandersetzung zum „informellen Sektor“ verdeutlicht die wichtigsten Erkenntnisse, die seit den 1950er Jahren festgehalten wurden.

Im Anschluss daran werde ich im Kapitel 3 den informellen Sektor im Kontext Österreich darstellen. Der wirtschaftsrechtliche Rahmen und die Perspektive des Staates sollen dabei offen gelegt und damit ungleiche Handlungsmöglichkeiten und die Folgen für ArbeitnehmerInnen erkennbar werden. Der Aspekt der Migration spielt dabei eine wichtige Rolle. MigrantInnen haben in Österreich nur bedingt Zugang zum Arbeitsmarkt und

unterliegen (inter-) nationalen Abkommen. Das Arbeitsmarktservice reguliert auf der Grundlage des Ausländerbeschäftigungsgesetzes, je nach Angebot und Nachfrage, die Zulassung nicht-österreichischer StaatsbürgerInnen zum österreichischen Arbeitsmarkt und schafft damit Handlungsmöglichkeiten oder verwehrt diese. Da informelle bzw. „irreguläre“ Erwerbstätigkeiten in Österreich als gesetzeswidrig gelten, werden des Weiteren auch Strafmaßnahmen und Kontrollen veranschaulicht.

In den Kapiteln 4 und 5 werden die Themen „Sicherheit“ und „Prekarität“ behandelt. Soziale Sicherheit steht in direktem Zusammenhang mit Arbeit und gilt als menschliches Grundbedürfnis. Wenn soziale Sicherheit nicht gewährleistet und Unsicherheit bestimmend wird, ergibt sich Prekarität als Folge. Die Untersuchung von Sicherheit bzw. Unsicherheit und der daraus resultierenden Prekarität bildet die Grundlage zu meiner empirischen Forschung. WissenschaftlerInnen, wie beispielsweise Gerry Rodgers und Janine Rodgers befassten sich mit dem Feld Prekarität bereits in den 1980er Jahren und versuchten dahingehend verschiedene Charakteristika festzulegen, die ein Arbeitsverhältnis als prekär kennzeichnen. Pierre Bourdieu und Robert Castel machten in ihren Arbeiten besonders auf die tiefgreifenden sozialen Folgen von Prekarität aufmerksam und sie damit für mich zu relevanten Untersuchungsansätzen.

Im Kapitel 6 werde ich meinen Forschungsrahmen darstellen und dabei mein Forschungsfeld – „den Arbeiterstrich“ – skizzieren. Die Kapitel 7 und 8 widmen sich meiner empirischen Untersuchung zur Triester Straße. Diese gliedert sich in zwei Bereiche.

Beginnen werde ich mit der Analyse von Berichten österreichischer Tageszeitungen, um das medial vermittelte Image über die „Triester Straße als Sammelplatz für informelle Arbeiter“ wiederzugeben. Es werden hierbei signifikante Aspekte bezüglich meines Forschungsfeldes herausgefiltert und hinterfragt. Fremdzuschreibungen wie auch gesellschaftliche Anerkennung spielen in Bezug zur Lebenssituation einer Person eine prägnante Rolle und sollen in diesem Teil der Arbeit bereits kritisch thematisiert werden. Vorurteile, Klischees, Stereotype und Diskriminierungen, die von Alltagsmedien vermittelt und oftmals auch (aktiv) forciert werden, werden dabei offen gelegt. Die Analyse dieser Berichte kann als Grundlage meiner eigenen Feldforschung verstanden werden.

Das letzte Kapitel umfasst die von mir durchgeführte Feldforschung. Im Jahr 2011 besuchte ich den sogenannten „Arbeiterstrich“ auf der Triester Straße über mehrere Monate hinweg und versuchte dabei, mithilfe systematischer und teilnehmender Beobachtung einiges zur dort vorherrschenden Situation in Erfahrung zu bringen.

Mein Ziel war es Probleme und Schwierigkeiten festzustellen, die sich mit der Ausübung einer irregulären Tätigkeit in Österreich ergeben. Mein Anliegen war es herauszufinden, wie die Akteure selbst ihren „Arbeitsplatz“ auf der Straße erleben und wie es Menschen gelingt, unter solch prekären Bedingungen ihr Leben zu gestalten. Die Innenperspektive der Betroffenen stellte ich ins Zentrum meines Interesses.

Ich versuchte Kontakte mit potentiellen InformantInnen zu knüpfen. Auch Gespräche mit Angestellten der umliegenden Geschäfte und AnrainerInnen waren sehr gewinnbringend, und ermöglichten mir, einen Gesamtblick auf die Situation zu erlangen. Der Zugang zum Feld gestaltete sich jedoch aufgrund der Illegalitäts-Problematik, die diesem wesentlich zugrunde liegt, als äußerst schwierig. Sowohl meine Herangehensweise als auch Probleme, Zweifel und Schwierigkeiten bezüglich meiner Forschung werde ich in den später folgenden Teilen dieser Arbeit beschreiben. Dabei werde ich meinen Forschungsprozess detailliert darlegen und letztlich die Ergebnisse dieser Analyse reflektiert wiedergeben.

1. Begriffsbestimmung: „Arbeit“

Arbeit ist heute ein heterogenes, komplexes Feld und kann auf unterschiedliche Art und Weise beleuchtet werden. Im Gabler Wirtschaftslexikon wird Arbeit als „zielgerichtete, soziale, planmäßige und bewusste, körperliche und geistige Tätigkeit“ definiert (2012).

Ursprünglich war Arbeit der Prozess der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur zur unmittelbaren Existenzsicherung; wurde mit zunehmender sozialer Differenzierung und Arbeitsteilung und der Herausbildung einer Tauschwirtschaft und Geldwirtschaft mittelbar. (Gabler Wirtschaftslexikon, 2012)

„In many societies, labour is the motor of material life (...)“ (Gudeman, 2002:173). Die Vorstellungen zu Arbeit und zur Organisation von Arbeit sind jedoch kulturell verschieden und können nicht von ihrem Kontext losgelöst betrachtet werden.

In einem wirtschaftsrechtlichen Rahmen wird Arbeit in Österreich als „gainful economic activity“ definiert, was sowohl eine Anstellung als auch eine freiberufliche, selbstständige Tätigkeit sein kann (vgl. Jandl/ Hollomay/ Gendera/ Stepien und Bilger, 2009: 11). Das grundlegende Kriterium dabei ist, dass diese Tätigkeiten gewinnorientiert ausgerichtet sind.

Jedoch spielt nicht nur der ökonomisch gewinnbringende Aspekt in Bezug auf Arbeit eine wesentliche Rolle, auch Identität und Werte innerhalb einer Gesellschaft sind eng mit Arbeit verbunden. Zum einen bringen Menschen durch Arbeit materielle Kultur hervor, zum anderen transformiert sich auch das Selbst durch die Ausübung einer Tätigkeit. Arbeit trägt maßgeblich zur Selbstverwirklichung jeder/s Einzelnen bei und erzeugt damit auch Werte innerhalb einer Gesellschaft. Ein Prozess, der sich dann wiederum im Status einzelner Individuen und in der gesellschaftlichen Hierarchie widerspiegelt (vgl. Kingsolver, 2002: 564).

Die Kontexte oder Institutionen, in die Arbeitsverhältnisse eingebunden sind, spielen eine einflussreiche Rolle, da in ihnen soziale Beziehungen entstehen, die im gesamten Lebenszusammenhang von zentraler Bedeutung sind. Familienstrukturen, familiäre und gesellschaftliche Arbeitsteilung sowie Geschlechterrollen werden durch die Organisation von Arbeit beeinflusst und reproduziert (vgl. Dressel, 1996: 122).

Letztlich werden durch die Organisation von Arbeit Ungleichheiten geschaffen und damit Status und Hierarchie innerhalb eines Wertesystems reproduziert und suggeriert. Dies wiederum wirkt sich auf die Identität jedes Einzelnen aus (vgl. Kingsolver, 2002: 564-565).

2. Historische Auseinandersetzung zum informellen Sektor

Der Gedanke einer dualen Volkswirtschaft lässt sich weit zurückverfolgen. Erst im Laufe der Zeit erhielt der informelle Sektor zahlreiche Umschreibungen. Ich möchte zunächst den informellen Sektor historisch aufarbeiten, und damit die Folgen des dualen Wirtschaftsgedankens präzisieren.

2.1. Industrialisierung in Europa: Entstehung eines „informellen Sektors“

Schon vor dem Industriezeitalter war das wirtschaftliche und soziale Leben in Europa weitgehend formalisiert und reglementiert, jedoch weitaus weniger als es heute in westlich geprägten Industrienationen der Fall ist. Es gab - wie Elmar Altvater und Birgit Mahnkopf (2002:13) festhalten - früher „keine Berufsbilder, Lehrberufe, Zertifikate der Industrie- und Handelskammern“. All diese Elemente entstanden erst im Zuge der Industrialisierung im 18. und 19. Jahrhundert. Lohnarbeit wurde im Laufe der Zeit verallgemeinert und staatliche Regulierungen wurden festgelegt.

In mittelalterlicher Zeit gab es Zünfte, die die Organisation der Arbeit gestalteten. Diese verfolgten - wie Kulischer erwähnt - das Ziel, ein Monopol für Arbeit und Arbeitsverhältnisse zu bilden. Aus diesem Grund waren nebenwirtschaftliche Dienste sowie Arbeiten außerhalb der Zunftgemeinschaften verboten und oft verpönt (vgl. Kulischer, 1988:143). Die Ausübung einer Tätigkeit neben oder außerhalb der Zunftgemeinschaft wurde als Bedrohung für das offizielle Gewerbe verstanden, da sowohl Aufträge als auch (steuerliche) Abgaben verloren gingen und Konkurrenz sowie mögliche finanzielle Verluste damit verbunden wurden. Bei Verstößen gegen die sogenannte Zunftordnung drohten Zunftmitgliedern hohe Strafen und „unzünftige Meister“ mussten mit einem sofortigen Ausschluss, mit Geldbußen und zum Teil auch mit Verfolgung rechnen (vgl. Kulischer, 1988:143). Aufgrund dessen wurden Erwerbstätigkeiten oft heimlich ohne das Wissen der Zünfte ausgeführt (vgl. Miller 1985:3 und Kulischer, 1988:143).

Auf diese Begebenheiten lassen sich die heute im deutschsprachigen Raum geläufigen Begriffe „Schwarzarbeit“ und „Pfusch“ zurückführen und symbolisieren damit etwas im Verborgenen Stattfindendes¹ (vgl. Miller, 1985:3).

Als die Organisation von Arbeit nach und nach staatlich reguliert wurde und sich ein beachtlicher formeller Wirtschaftssektor entwickelte, hielt sich, wie Komlosy, Parnreiter, Stacher, und Zimmermann (1997:10) darlegen, parallel dazu die Abgrenzung zu all jenen Tätigkeiten, die sich außerhalb dieser Regulationen bewegten.

Grund dafür ist, dass sich mit der Entstehung eines bedeutenden formellen Sektors ein (soziales) System herausbildete, welches auf den Abgaben des formellen Sektors beruht. Da sich sozial- und arbeitsrechtliche Bestimmungen, wie beispielsweise Unfall-, Kranken-, Pensionsversicherung, Sicherheits- und Schutzmaßnahmen, begünstigend für die ArbeitnehmerInnen im formellen regulierten Bereich auswirkten, gingen TheoretikerInnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts davon aus, dass diese Formen informeller Erwerbsarbeit mit zunehmender Industrialisierung und Modernisierung verdrängt werden würden. Ein weiteres Fortbestehen dieser informellen Beschäftigungsform erschien fast undenkbar. Verschiedenste Tätigkeiten werden seither als informell wahrgenommen und als Verletzung staatlicher Pflichten erachtet (vgl. Mückl, 1986:12 und Komlosy et al., 1997:10).

Nach dem Ersten Weltkrieg (1914-1918) etablierte sich in westlich geprägten Ländern zunehmend ein industrielles Organisationssystem, welches unter dem Begriff „Fordismus“ bekannt ist. Dieses baute auf standardisierter Massenproduktion und -konsumption auf während ein Interessensausgleich zwischen Kapital und Arbeit angestrebt wurde (Seiser/Fellner, 2011:259). 1920 wurde in Österreich in diesem Zusammenhang die Errichtung einer Kammer für ArbeiterInnen und Angestellte gesetzlich verankert und 1921 den Handelskammern als „gleichwertiger Partner“ gegenübergestellt. Seither setzt sich diese für arbeits- und sozialrechtliche Bestimmungen ein. In diesem Konnex entstanden neue

¹ In diesem Zusammenhang entstand Miller (1985:3) zu Folge auch der englischsprachige Begriff „Moonlighting“, womit eine Tätigkeit beschrieben wird, die bei Nacht im Mondschein ausgeführt wird, also gewissermaßen im Dunklen bzw. Verborgenen stattfindet. Der Begriff Moonlighting ist eine in den USA gängige Bezeichnung für Mehr- oder Doppelarbeit.

Regelungen und Sozialleistungen bezüglich Arbeit, wie beispielsweise das Arbeitslosengeld oder die Notstandshilfe (vgl. AK [1], 2012).

All diese Bestrebungen verstärkten vermutlich die Annahmen zum Rückgang informeller Tätigkeiten und begründen, warum die zuvor ins Leben gerufene Spaltung formeller und informeller Wirtschaftsbereiche weiterhin aufrechterhalten blieb.

2.2. Ortung des „informellen Sektors“ in „Entwicklungsländern“

In den 1950er Jahren setzte die Debatte über den informellen Sektor in den Sozialwissenschaften ein (vgl. Komlosy et al., 1997: 9).

Nach der Weltwirtschaftskrise 1929 und dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einem wirtschaftlichen Aufschwung und zur Dekolonisation vieler zuvor unterworfenen Gebiete. Doch jene Länder, die jahrelang durch Kolonisation und Imperialismus unterdrückt wurden, waren nach der Erlangung der Unabhängigkeit weiterhin in das bereits bestehende westliche Ökonomie-System eingebettet (vgl. Witherton, 2012).

Als die Entstehung eines informellen Sektors in sogenannten „Entwicklungsländern“ geortet wurde, entbrannte alsbald die Debatte über dessen Bestehen (vgl. Komlosy et al., 1997: 9).

Anfänglich schrieben WissenschaftlerInnen „Entwicklungsländern“ dieselben westlich-orientierten Entwicklungsphasen zu, und gingen auch hierbei davon aus, dass ein informeller Wirtschaftsbereich nur ein Übergangsphänomen in kapitalistischen Entwicklungsprozessen sei (vgl. Komlosy et al., 1997: 14).

Was diese Annahme vermutlich verstärkte war die Tatsache, dass in Industrieländern und so auch in Österreich während des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg sehr viel Bedarf an Arbeit bestand und sich das zuvor genannte fordistische Wirtschaftssystem durchsetzte (vgl. AK [2] 2012). Dabei gelang es - wie Seiser und Fellner (2011:259) beschreiben - mit zunehmender Nachfrage zeitgleich auch die Löhne der ArbeitnehmerInnen zu steigern, wodurch Wohlstand für breite Bevölkerungsgruppen möglich wurde. Bauer (2008: 5) zufolge war so viel Bedarf an Arbeit vorhanden, dass zahlreiche GastarbeiterInnen nach Österreich

geholt wurden, um den Bedarf an Arbeitskräften zu decken. TheoretikerInnen gingen dadurch auch von einem vermeintlichen Rückgang informeller Tätigkeiten aus.

Da in „Entwicklungsländern“ jedoch anstelle des Rückgangs des informellen Sektors dessen Wachstum wahrgenommen wurde, begannen WissenschaftlerInnen die früheren Annahmen dazu zunehmend zu hinterfragen (vgl. Komlosy et al., 1997: 14). Erst in diesem Zusammenhang entwickelte sich in den Sozialwissenschaften die Unterscheidung zwischen formellen und informellen Wirtschaftssektoren, wodurch auch das wissenschaftliche und wirtschaftspolitische Interesse am informellen Sektor geweckt wurde.

2.3. Erste Ansätze zum informellen Sektor

WissenschaftlerInnen versuchten die Ursachen einer dualen Wirtschaftsentwicklung in sogenannten „Entwicklungsländern“ zu begründen und entwickelten dabei unterschiedliche Konzeptionen und Standpunkte.

Wie Komlosy et al. (1997:14) erläutern, suchten ModernisierungstheoretikerInnen die Auslöser für das Wachstum des informellen Sektors vorrangig in internen Problemen der sich entwickelnden Wirtschaften. Diese sollten mit entwicklungspolitischen Maßnahmen vor Ort gelöst werden. DependenztheoretikerInnen hingegen erachteten den informellen Sektor als Ergebnis einer Einbindung der „Entwicklungsländer“ in das bereits bestehende hierarchische Wirtschaftssystem und rückten damit die Abhängigkeit dieser Länder in den Mittelpunkt des Interesses. In keinem dieser Ansätze wurde jedoch berücksichtigt, dass Informalität stets ein Teil der großen Ökonomie ist.

Die International Labour Organisation (kurz: ILO), die seit ihrer Gründung 1919² wohl weltweit wichtigste Organisation zu Fragen der Erwerbsarbeit und des Arbeitsmarktes, griff die Unterscheidung zweier Wirtschaftssektoren in den 1970er Jahren auf (vgl. Bangasser, 2000: iii: und Komlosy et al., 1997: 9-12).

² (vgl. ILO [1] 2012)

Begrifflich wurde der „informelle Sektor“ 1973 von Keith Hart, einem englischen Anthropologen, im Zusammenhang mit einer Studie in Ghana und Kenia eingeführt. Dabei wurde dieser als städtisches Phänomen verstanden. Die ILO prägte den Terminus des informellen Sektors entscheidend mit und trug zu dessen Verbreitung bei (vgl. Hammer-Athumani 2003: 9).

Im Rahmen der ILO wurden unter dem Begriff des informellen Sektors „all activities that operate largely outside the system of government benefit and regulation“ zusammengefasst (Kent nach Hammer-Athumani, 2003: 9).

Anknüpfend daran wurden von der ILO die wesentlichen Merkmale beider Sektoren formuliert: Ein unbürokratischer einfacher Zugang zum Sektor, kleine Betriebe (weniger als fünf Beschäftigte) und die Verwendung von wenig produktiver Technologie wurden als Kennzeichen des informellen Sektors gesehen. Des Weiteren wurden Eigenschaften wie Arbeitsintensität, die Mithilfe der Familie, die Verwendung lokaler Ressourcen, Fähigkeiten, die außerhalb des formalen Bildungssystems erworben wurden sowie Tätigkeiten auf nicht regulierten Märkten als Charakteristika für den informellen Sektor genannt (vgl. Bangasser, 2000:10).

Dem formellen Sektor hingegen wurden gegenteilige Attribute zugeschrieben. Ein schwerer, bürokratisch aufwendiger Zugang zum Sektor, größerer Unternehmensumfang, die Verwendung von importierten Ressourcen und produktiven Technologien sowie Tätigkeiten auf regulierten Märkten wurden von der ILO als Kennzeichen des formellen Sektors angeführt (vgl. Hammer-Athumani, 2003:9).

Zwei verschiedene Sektoren wurden demnach anerkannt und daran anknüpfend die Funktionen und Rahmenbedingungen des informellen Sektors konkretisiert. Es wurde dabei - wie Komlosy et al. (1997:14) beschreiben - erstmals in Betracht gezogen, dass der informelle Sektor durchaus Möglichkeiten bietet, einerseits Menschen mit Arbeit zu versorgen und andererseits Güter und Dienstleistungen billig zu produzieren. Der informelle Sektor wurde als wesentliches Kriterium begriffen, welches maßgeblich zur Entwicklung vieler Länder beitragen kann.

Auf diese Überlegung aufbauend empfahl die ILO, den informellen Sektor anzuerkennen und in die staatlichen und wirtschaftspolitischen Bestrebungen einzugliedern. Der Gedanke dabei war, Kleinunternehmen zu fördern und dadurch mehr Menschen in formal regulierte, staatlich geschützte Arbeitsverhältnisse einbinden zu können (vgl. Bangasser, 2000:9 und Komlosy et al., 1997:16).

In anderen Studien wurden verstärkt Unterentwicklung bzw. fehlende Entwicklung und Abhängigkeit als Gründe für das Bestehen und das Wachstum des informellen Sektors in „Entwicklungsländern“ postuliert. WissenschaftlerInnen gingen davon aus, dass in urbanen Zentren die Kapazität des modernen Industriesektors nicht ausreicht, um dem großen Angebot an Arbeitskräften gerecht zu werden. Aus diesem Grund wurde der informelle Sektor in „Entwicklungsländern“ als eine Überlebensstrategie für jene verstanden, die im formalen System nicht Platz finden (vgl. Bangasser, 2000: 9 und Komlosy et al., 1997:15-16).

Die Interaktion der beiden Sektoren sowie Fragen nach Ausbeutungsverhältnissen wurden, wie Komlosy et al. (1997:16) offen legen, hierbei noch nicht berücksichtigt. Es ging vielmehr um die unterschiedlichen Produktionsweisen in beiden Sektoren.

Die Beschäftigung im formellen Sektor sei durch die Logik der Kapitalakkumulation und den Marktmechanismus bestimmt, die im informellen Sektor durch die Logik der Reproduktionssicherung und der Subsistenz. (Pries nach Komlosy et al., 1997:16)

Informelle ArbeitnehmerInnen wurden mit dieser Auffassung in einem anderen Markt verortet als die formellen und der Gedanke einer zweigeteilten Volkswirtschaft blieb weiterhin erhalten.

2.4. Neoliberalismus

Im Zuge der in den 1970er-Jahren einsetzenden weltweiten Ölkrise entwickelten TheoretikerInnen neue Konzepte und Assoziationen zum informellen Sektor und die bis dahin konzipierten Annahmen wurden stark kritisiert. Bei Komlosy et al. (1997:16) heißt es etwa, dass es hierbei nicht mehr länger gezielt darum ging, möglichst viele Menschen und Arbeitsverhältnisse in den formellen Sektor einzubinden, sondern dass gerade im Abbau der formalen Regulationen Möglichkeiten gesucht wurden, um Entwicklungsprobleme im

Allgemeinen zu lösen und insbesondere die damalige Krise zu bewältigen. In Anbindung daran wurde die funktionale Ebene des informellen Sektors verstärkt in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und eine zu strenge staatliche Regulation zunehmend als Begründung für das Bestehen des informellen Sektors erachtet.

Der peruanische Ökonom Hernando de Soto hatte in den 1980er Jahren erheblichen Einfluss auf diese Debatte. De Soto (1992:44-50) zufolge, sei es aufgrund fehlender staatlicher Unterstützung und zu hoher steuerlicher Abgaben und bürokratischer Pflichten für viele Menschen unmöglich in den formellen Sektor zu gelangen. Die unerfüllbare oder zu teure Regulation formulierte de Soto als Argument dafür, warum Menschen in die Informalität bzw. in die Ungesetzlichkeit gedrängt werden. Nur große Unternehmen könnten diesen Erfordernissen nachkommen, was die Entwicklungsprobleme vieler Länder erklären würde. De Soto sah im Abbau der protektionistischen Regulierung und dem Aufbau einer reinen Marktwirtschaft eine Möglichkeit allgemein wirtschaftliche Probleme zu lösen (vgl. 1992: 44-50). Dadurch wurde eine Deregulierung der Arbeitsverhältnisse angestrebt, wodurch informelle Bereiche in ihren unternehmerischen Fähigkeiten gefördert werden sollten.

Durch diese wirtschaftspolitischen Bestrebungen einer reinen Marktwirtschaft wandelte sich die internationale Arbeitsteilung und neue Rahmenbedingungen für die Verwertung und Akkumulation von Kapital bildeten sich heraus (vgl. Witherton, 2012).

Die Verfügbarkeit günstigerer Arbeitskräfte in „Entwicklungsländern“ und die Zerlegbarkeit der Fertigungsprozesse von Waren boten für große Konzerne immer mehr Anreiz, ihre(n) Standort(e) auszulagern, während technologische Neuerungen zunehmend die Bedingungen dafür verbesserten. Da es zeitgleich im Zuge der Ölkrise zu Inflation und starken Rezessionen kam und auch Profite aufgrund hoher Rohstoff- und Energiepreise zunehmend fielen wurde die Standortverlagerung multinationaler Konzerne zusätzlich profitabel (vgl. Witherton, 2012 und Hohensee, 1996: 218).

Parnreiter (1997:206) erklärt daran anlehnend, dass auch Massenproduktion als Produktionsordnung in Industrieländern immer weniger Möglichkeiten zu Produktivitätssteigerung und steigendem Wachstum bot und dass geregelte und abgesicherte

Arbeitsverhältnisse mehr und mehr ein Hindernis für die Wettbewerbsfähigkeit am Weltmarkt darstellten.

Der Bedarf an Flexibilisierung seitens der Unternehmen stieg demnach an und das neoliberale Konzept des informellen Sektors gewann in Industrieländern unaufhaltsam an Bedeutung (vgl. Parnreiter, 1997:206-208 und Komlosy et al. 1997:9).

Seitdem setzte in diesen Ländern eine Reorganisation der Beziehungen zwischen Staat, Kapital und Arbeit ein und bewirkte vielfältige gesellschaftliche, soziale und ökonomische Veränderungen, die bis heute weder abgeschlossen noch in ihren Folgen vollkommen absehbar sind (vgl. Parnreiter, 1997: 206 und Witherton, 2012).

Der Markt entzieht sich zunehmend den regulierenden Funktionen des Staates und seiner Institutionen. Die Deregulierung der Arbeitsverhältnisse führte zusehends zum Abbau von einst stabilen, geschützten Arbeitsverhältnissen. Atypische Beschäftigungsverhältnisse, wie beispielsweise Teilzeit-, Gelegenheits-, Heimarbeit oder geringfügige Beschäftigungsverhältnisse werden seither verstärkt genutzt und ersetzen, wie Parnreiter (1997:208) hinweist, vielfach das Normalarbeitsverhältnis, um welches herum die staatlichen Regulierungen Jahrzehnte lang aufgebaut wurden.

Die Reorganisation der Arbeitsverhältnisse ermöglichte aufgrund wegfallender Abgabepflichten einerseits Unternehmen Kosten zu reduzieren, führte jedoch andererseits zusehends zum Abbau von staatlichen Leistungen.

Mit der Verlagerung sozialer Absicherung in den häuslichen Bereich kam es zu einer stärkeren Belastung von ArbeitnehmerInnen, was zunehmend zu Unsicherheit führte.

Wenig regulierte, unsichere und ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse stellten weltweit stets die Mehrheit dar und sind seither auch in sogenannten Industrieländern in ihrer Wiederkehr wahrnehmbar. Informalität kann demnach als Teil und Ergebnis einer ungleichen Entwicklung verstanden werden. Sassen (1997: 235) spricht hierbei von einer „Informalisierung der großen Ökonomie“ und Altvater und Mahnkopf (2002) bezeichnen diese Entwicklung ähnlich als „Globalisierung der Unsicherheit“.

Die wirtschaftspolitischen Bestrebungen einer reinen Marktwirtschaft wurden bis in die Gegenwart weitergeführt und werden seit dem Ende des 20. Jahrhunderts unter dem Sammelbegriff „Neoliberalismus“ zusammengefasst. Charakteristisch hierfür ist, dass der staatliche Einfluss auf das wirtschaftliche Handeln auf die Gewährleistung eines freien Marktes reduziert werden soll und darüber hinaus vordergründig als Einschränkung verstanden wird (vgl. Tasic, 2011:21).

2.5. Interaktion der beiden Sektoren

Wie anhand der historischen Auseinandersetzung ersichtlich wurde, lassen sich formelle und informelle Wirtschaftstätigkeiten nicht - wie lange Zeit angenommen wurde - voneinander abgrenzen sondern stehen und standen immer in enger, komplexer Verbindung zueinander. Aufgrund dieser Erkenntnisse entwickelte sich starke Kritik am dualistischen Wirtschaftssystem und die Frage nach Ausbeutungsverhältnissen, die sich in Funktionen und Entwicklungen sowie im Bestehen des informellen Sektors finden, rückte seither ins Zentrum der Aufmerksamkeit (vgl. Komlosy et al., 1997: 20). Nicht mehr die verschiedenen Produktionsweisen der beiden Sektoren stehen nun im Vordergrund, sondern ihre innere Beziehung zueinander.

Castells und Portes definieren den informellen Sektor folgendermaßen:

The informal economy (...) is unregulated by the institutions of society, in a legal and social environment in which similar activities are regulated. (1989:12)

Das Wesentliche, das den informellen Sektor vom formellen unterscheidet, ist „das Fehlen etablierter, allgemeingültiger, institutioneller und zumeist staatlich garantierter Regulierungen“ (Komlosy et.al., 1997:21).

Im informellen Sektor werden Bestimmungen bezüglich Arbeitsrecht, Arbeitszeit, Versicherungen oder gewerkschaftliche Vertretungen unwirksam. Verschiedene Regelungen im Zusammenhang mit Umweltauflagen treten außer Kraft und auch Steuerabgaben und andere staatliche Pflichten bezüglich Arbeit sind nicht vorhanden (vgl. Hammer-Athumani, 2003:10).

Im informellen Sektor können Güter und Dienstleistungen aufgrund wegfallender Abgaben und Bestimmungen billiger und flexibler als im formellen Sektor produziert und angeboten werden. Flexibler vor allem deshalb, weil Arbeitskräfte nur dann beschäftigt werden, wenn ausreichend Nachfrage vorhanden ist. Der informelle Sektor ermöglicht es, Arbeitskosten zu reduzieren und Profite zu steigern. Kleinere Betriebe greifen deshalb vermehrt auf informell erzeugte Produkte und Dienstleistungen zurück, um am konkurrenzorientierten Markt teilnehmen zu können.

Billige Produkte und Dienstleistungen des informellen Sektors kommen den Arbeitskräften des formellen Sektors zugute. Formelle ArbeitnehmerInnen können sich durch die im informellen Sektor erzeugten, billigeren Produkte einen Lebensstandard aufbauen, welcher nicht leistbar wäre, wenn die Produkte im formellen Sektor angefertigt werden würden. Unternehmen des formellen Sektors setzen die billigeren Arbeitskräfte des informellen Sektors für sich ein, indem sie ihre Betriebe in diesen verlagern (vgl. Komlosy et al., 1997: 21-24 und Sassen, 1997: 239-243).

Der informelle Sektor stellt eine kostenminimierende und flexibilitätsmaximierende Strategie dar, die hauptsächlich Unternehmen und KonsumentInnen zugute kommt.

Wie sich die Interaktion zwischen ArbeitgeberInnen und ArbeitnehmerInnen gestaltet, kann aus diesem Zusammenhang nicht erschlossen werden. Jedoch soll in meiner empirischen Analyse beleuchtet werden, wie sich diese Dynamiken für ArbeitnehmerInnen auswirken und wie diese wahrgenommen werden.

3. Kontext Österreich

3.1. Der Irreguläre Sektor in Österreich

In Österreich wird der Begriff „informeller Sektor“ in wirtschaftswissenschaftlichen Auseinandersetzungen als Überbegriff verstanden. Oftmals wird anstelle einer informellen auch von einer inoffiziellen Wirtschaft gesprochen. Schneider und Enste gliedern den inoffiziellen Sektor in vier informelle Wirtschaftsbereiche. Dazu zählen der Haushaltssektor, der informelle Netzwerkssektor, der irreguläre Sektor und der kriminelle Sektor. Allen Bereichen gemein ist die Nichterfassung im Bruttoinlandsprodukt (kurz BIP) (vgl. Enste/Schneider 2006: 5). Die einzelnen Sektoren werden vom Staat in unterschiedlicher Weise gehandhabt, obwohl ihre Grenzen nicht immer eindeutig zu ziehen sind (vgl. Enste/ Schneider, 2006:5).

Zur Veranschaulichung möchte ich an dieser Stelle eine Tabelle präsentieren:

	Inoffizielle Wirtschaft			
	Selbstversorgungssektor (legal)		Schattensektor (illegal)	
	Haushaltssektor	Netzwerkssektor	Irregulärer Sektor	Krimineller Sektor
Beispiele	Eigenarbeit, Do-It-Yourself,	Nachbarschaftshilfe, ehrenamtliche Tätigkeiten, usw.	Schwarzarbeit	Schmuggel, Hehlerei, Prostitution, usw.
Gütererstellung	Legal	Legal	Legal	Illegal
Ausführung/ Deklaration	Legal	Legal	Illegal	Illegal

(vgl. Enste, 2002:11)

Die im Zentrum meines Interesses stehenden Tätigkeiten werden von Enste und Schneider dem irregulären Sektor zugeordnet (vgl. Enste/ Schneider, 2006:5). Dieser unterscheidet sich von den anderen Sektoren, da es sich hierbei um Tätigkeiten handelt, die weder mit bedarfsorientierten noch mit eindeutig kriminellen Handlungen gleichzusetzen sind. Im

allgemeinen Sprachgebrauch sind diese Tätigkeiten unter dem Begriff „Schwarzarbeit“ bekannt. Der irreguläre Sektor platziert sich vielmehr in einem Graubereich. Von Seiten des Staates werden unter irregulären Beschäftigungsverhältnissen gewöhnlich legale Erwerbstätigkeiten zusammengefasst, deren Fertigung und Erbringung jedoch auf Grund der fehlenden Regulierung als gesetzeswidrig erachtet werden (vgl. Enste, 2002: 10-11 und Enste/Schneider, 2006: 5-6).

Grund dafür ist, dass sich mit der Entstehung der staatlichen Regulationen bis heute ein soziales Leistungssystem herausbildete, welches auf den Abgaben des formellen Sektors beruht. Dieses sieht vor, jedem Menschen, der in Österreich seinen Hauptwohnsitz bzw. eine Genehmigung für einen dauerhaften Aufenthalt in Österreich hat, eine grundlegende Absicherung sozialer Bedürfnisse zu gewährleisten. Je nachdem, ob Menschen mittellos sind, d. h. ihren Lebensunterhalt nicht aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer Familienmitglieder ausreichend erbringen können, oder ob Menschen im Erwerbsleben stehen und aus verschiedenen Notsituationen heraus Hilfe benötigen, bietet der österreichische Staat verschiedene Leistungen an, die ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen sollen. Dazu zählen beispielsweise Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung wie auch das Arbeitslosengeld und Ähnliches (vgl. Appel/Steiner, 1998: 23-25).

Wenn nun eine Tätigkeit ohne eine staatliche Regulierung, also informell bzw. irregulär selbstständig oder unselbstständig, haupterwerbstätig oder nebenerwerbstätig ausgeübt wird, ergeben sich für den Staat folgende Vergehen:

- Verletzung der Handwerks- oder Gewerbeordnung,
- Steuer- und Abgabenhinterziehung,
- Leistungsmissbrauch, welcher entsteht, wenn staatliche Leistungen in Anspruch genommen werden, auf die kein Recht bestünde, wenn die ausgeübte Tätigkeit einer staatlichen Regulierung unterliegen würde.

Der österreichische Staat verbindet mit dem irregulären Sektor einerseits Betrug aufgrund des Leistungsmissbrauchs und der verlorenen Abgaben, ohne die es nicht möglich ist das soziale Leistungssystem aufrecht zu erhalten und andererseits auch eine Bedrohung für einen fairen

Wettbewerb, wenn nicht alle TeilnehmerInnen am Markt denselben formalen Bedingungen unterliegen (vgl. Enste/ Schneider, 2006: 7). Als ich mich bei der Wirtschaftskammer Wien telefonisch und auch mittels eines Fragebogens erkundigte, teilte mir Oliver Lackenbacher, Referatsleiter für Recht und Gewerbepolitik Folgendes mit:

Mit der Ausübung einer irregulären Tätigkeit erachtet die Wirtschaftskammer Wien, die `willentliche` Verletzung zahlreicher Bundesgesetze, wie beispielsweise die Verletzung der Gewerbeordnung, des Finanzstrafgesetzes, des Einkommens- und Umsatzsteuergesetzes und einiger anderer noch verknüpft. (EP³, Dezember 2010, Lackenbacher)

Enste und Schneider (2006) sprechen hierbei auch von einer Verletzung der Solidaritätsgemeinschaft, wenn nicht alle TeilnehmerInnen am Markt denselben Bedingungen und Anforderungen unterliegen.

Wie bereits erwähnt gibt es unterschiedliche Formen irregulärer Beschäftigung. Eine irreguläre Beschäftigung kann entweder selbstständig oder unselbstständig, nebenerwerbstätig oder haupterwerbstätig ausgeführt werden.

Nebenerwerbstätige irreguläre Beschäftigungen sind in Österreich am häufigsten vorzufinden. Hierbei wird sowohl auf mehr oder weniger legale wie auch auf mehr oder weniger illegale Einnahmequellen zurückgegriffen (vgl. Kathan/ Kendlbacher 1995:10).

- Beispiel: Wenn jemand einer Arbeit innerhalb eines Betriebes nachgeht, jedoch außerhalb dieser offiziellen Arbeit zusätzlich selbstständig Dienste nach Feierabend erbringt, die nicht gemeldet werden, obwohl Einkünfte hinzukommen.
- Beispiel: Wenn ArbeitnehmerInnen nur geringfügig oder als Teilzeitkraft angestellt werden, kommt es oft dazu, dass weitaus mehr Leistung erbracht wird, als ihre Anmeldung vorsehen würde. Die zusätzliche Arbeitszeit wird häufig ohne Rechnung ausbezahlt.

In beiden Fällen werden gewissermaßen Teile der Abgaben umgangen. Eine irreguläre Beschäftigung als Haupterwerbstätigkeit stellt eine weitaus heiklere Form dar. Hierbei wird

³ EP: Erinnerungsprotokoll

die staatliche Regulation vollkommen umgangen und dadurch werden auch sämtliche arbeits- und sozialrechtliche Bestimmungen unwirksam.

- Beispiel: Wenn jemand ein Handwerk oder Gewerbe selbstständig betreibt, ohne dieses zu melden oder eine Berechtigung dafür zu haben.
- Beispiel: Wenn jemand, in Verbindung mit einer größeren Zahl irregulär erwerbstätiger Personen führend tätig ist, oder diese mit der selbstständigen Durchführung von Arbeiten beauftragt.
- Beispiel: Wenn jemand bzw. auch mehrere Personen innerhalb eines Betriebes ohne Anmeldung Vollzeit arbeiten oder selbstständig mit der Durchführung von Arbeiten beauftragt werden (EP, Dezember 2010, Lackenbucher).

Das derzeitige soziale System und die Umgehung staatlicher Regulierungen stellt für manche sicherlich eine gewinnbringende und/oder kostenreduzierende Möglichkeit dar. Jedoch für jene, die vom sozialen System nicht oder nur ungenügend erfasst werden und dadurch auf irreguläre Erwerbsmöglichkeiten angewiesen sind, um ihre Existenz zu sichern, ergibt sich daraus eine prekäre Situation.

Irregulär Beschäftigte müssen ohne arbeits- und sozialrechtliche Bestimmungen auskommen. Es mangelt ihnen an Schutz- und Sicherheitsmaßnahmen und auch lohngestaltende Vorschriften treten außer Kraft (EP, Dezember 2010, Lackenbucher). Oft fehlen gewerkschaftliche Vertretungen und die Möglichkeiten Forderungen und Ansprüche zu stellen. Besteht keine Nachfrage, schwindet auch die Option (Sicherheit) ein Einkommen zu erzielen. Es können dabei Abhängigkeitsstrukturen und Ausbeutungsmechanismen wirksam werden. Hinzu kommt, dass irreguläre Arbeitsverhältnisse als gesetzeswidrig erachtet werden und die AkteurInnen häufig mit der Exekutive in Konflikt geraten.

3.2. Zugangsbeschränkungen zum österreichischen Arbeitsmarkt

1975 wurde in Österreich das Ausländerbeschäftigungsgesetz (kurz: AuslBG) verabschiedet. Basierend auf diesem reguliert das Arbeitsmarktservice seither die Zulassung nicht-österreichischer StaatsbürgerInnen zum österreichischen Arbeitsmarkt.

Diese Beschränkungsmaßnahmen entstanden im Zuge der internationalen Ölkrise und den damit verbundenen Preisanstieg von Rohstoffen und Energie (vgl. Bauer, 2008:6). Da aufgrund der steigenden Arbeitslosigkeit der österreichische Arbeitsmarkt zunehmend instabiler zu werden drohte und sich die Konkurrenz zunehmend verschärfte, entwickelten sich - wie Bauer beschreibt - politische Bestrebungen den Überschuss an Arbeitskräften zu reduzieren (vgl. Bauer, 2008:6). Die Ursache für den Überschuss an Arbeitskräften suchten einige WissenschaftlerInnen im zahlreichen Vorhandensein von GastarbeiterInnen, die in den 1950er und 1960er Jahren im Zuge des Wiederaufbaubooms nach Österreich geholt worden waren.

Mit dem Ausländerbeschäftigungsgesetz wurde festgelegt, dass nicht-österreichische StaatsbürgerInnen, die in Österreich eine Arbeit aufnehmen wollen, im Allgemeinen eine Beschäftigungsbewilligung oder Arbeitserlaubnis - und je nach Staatsbürgerschaft - oft auch eine Aufenthaltsberechtigung benötigen (vgl. AMS [1], 2012).

Die Zulassung nicht-österreichischer StaatsbürgerInnen zum österreichischen Arbeitsmarkt wird je nach Nachfrage und Angebot reguliert und dient vordergründig dem Zweck, den konkurrierenden Markt stabil zu halten. Dabei werden auch lohngestaltende Vorschriften sowie Sicherheitsstandards festgelegt, was einer Benachteiligung von MigrantInnen am österreichischen Arbeitsmarkt entgegenwirken soll (vgl. AMS [2], 2012).

Das AuslBG ist an verschiedene Staats- und Unionsabkommen gebunden und je nach Staatsbürgerschaft der betroffenen Person ergeben sich disparate Aufenthalts- und Arbeitsbestimmungen.

Seit 1995 ist Österreich ein Mitglied der Europäischen Union und seither auch Teil der politischen und wirtschaftlichen Vernetzung. Die EU fungiert als supranationale und

zwischenstaatliche Regulation. Dieser gemeinsame europäische Wirtschaftsraum ermöglicht es EU-BürgerInnen sich leichter zwischen den verschiedenen Mitgliedsstaaten zu bewegen.

EU-BürgerInnen, mit Ausnahme neuer EU-Mitglieder, EWR-BürgerInnen und BürgerInnen aus der Schweiz sind vom AuslBG ausgenommen und haben einen freien Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt (vgl. AMS [3], 2012). Für neue EU-Mitglieder gelten bis spätestens sieben Jahre nach EU-Beitritt Übergangsfristen, d. h. Arbeitsmarktzugangsbeschränkungen. Erst nach dieser Frist haben StaatsbürgerInnen dieser Staaten freien Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt (vgl. AK [2], 2012).

Als 1989 der Kommunismus in Osteuropa zusammenbrach, strebten viele der ehemals kommunistischen Länder einen Beitritt zur EU an. 2004 wurden Estland, Lettland, Litauen, Polen, Slowakei, Tschechien und Ungarn zu neuen Mitgliedern der EU. 2007 kamen Rumänien und Bulgarien hinzu. Diese galten als neue Mitgliedsstaaten und unterlagen dem vorhin beschriebenen AuslBG. Für StaatsbürgerInnen der Länder, die bereits 2004 zur EU beitraten, wurden diese Zugangsbeschränkungen am 01.05.2011 aufgehoben. Für Staatsangehörige von Rumänien und Bulgarien gelten diese Übergangsfristen noch bis 2014. Daher ist der österreichische Arbeitsmarkt für StaatsbürgerInnen Rumäniens und Bulgariens sowie für Nicht-EU-BürgerInnen, sogenannte Drittstaatsangehörige, durch das AuslBG beschränkt zugänglich (vgl. AK [2], 2012 und AMS [3], 2012).

Natürlich gibt es diesbezüglich zahlreiche Zusatz- und Sonderbestimmungen, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen werde.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Menschen, die dem AuslBG unterliegen, ohne die jeweiligen Genehmigungen keinen Zugang zum formalen Sektor haben. Dementsprechend haben Betroffene auch nicht die Möglichkeit einer regulierten Tätigkeit nachzugehen. Wenn Menschen trotz fehlender Berechtigung in Österreich einer Tätigkeit nachgehen, ist dies nur auf irregulärer Basis möglich. MigrantInnen, die durch das AuslBG beschränkte Möglichkeiten aufweisen, haben auch keinen Zugang zum sozialen System. Es besteht nicht die Möglichkeit sich ein Zusatzeinkommen zu sichern, wodurch ihnen auch kein Leistungsmissbrauch vorgeworfen werden kann. Zusätzlich können keine staatlichen Bildungs- und Trainingsmöglichkeiten genutzt werden. Letztlich werden dadurch ungleiche

Möglichkeiten an wirtschaftlicher Entwicklung teilzuhaben geschaffen. Soziale Sicherheit, welche in Verbindung mit Arbeit entsteht, fehlt grundsätzlich. Die Betroffenen geraten unweigerlich in jene prekäre Situation, die vorhin beschrieben wurde.

Warum sich Menschen trotzdem in diese schwierige Situation begeben (müssen) und wie sie ihr Leben unter solchen Bedingungen gestalten können, soll im empirischen Teil dieser Arbeit hinterfragt werden.

3.3. Strafen und Kontrollen

Da irreguläre Beschäftigungsverhältnisse seitens des österreichischen Staates als gesetzeswidrig eingestuft werden, sind diese Erwerbstätigkeiten strafrechtlich belegt. Je nachdem, welche Form irregulärer Beschäftigung ausgeübt wird ⁴, ergeben sich unterschiedliche Sanktionen.

Bestraft wird

- *das Nichtabführen der Dienstnehmerbeiträge zur Sozialversicherung, obwohl die Löhne an die Dienstnehmer tatsächlich ausbezahlt worden sind.*
- *das Anwerben, Vermitteln oder Überlassen von Personen zur selbständigen oder unselbständigen Erwerbstätigkeit ohne die erforderliche Anmeldung zur Sozialversicherung oder die erforderliche Gewerbeberechtigung.*
- *das Beschäftigen oder Beauftragen einer größeren Zahl illegal erwerbstätiger Personen mit der selbständigen Durchführung von Arbeiten.*
- *das führende Tätig-sein⁵ in einer Verbindung einer größeren Zahl illegal erwerbstätiger Personen.* ⁵ (WKO, 2012)

Hohe Geldbußen und Freiheitsentzug können sowohl für ArbeitgeberInnen als auch für ArbeitnehmerInnen die Folge sein. Die Ausübung eines Gewerbes - ohne die entsprechende Gewerbeberechtigung sowie auch die Beauftragung einer irregulären Beschäftigung - wird mit einer Geldbuße von bis zu 3600.- Euro bestraft (EP, Dezember 2010, Lackenbacher). Wenn MigrantInnen, ohne Zugangsberechtigung innerhalb eines regulär geführten Betriebes

⁴ Neben- oder haupterwerbstätig, selbstständig und unselbstständig

⁵ Damit ist eine Person gemeint, die mehrere ArbeitnehmerInnen irregulär beschäftigt oder mit der selbstständigen Durchführung von Tätigkeiten beauftragt.

beschäftigt werden, dann wird erstrangig der/die ArbeitgeberIn bestraft, welche/r Personen illegal beschäftigt.

Die Organisation „Kontrolle zur illegalen Arbeitnehmerbeschäftigung“ (kurz KIAB) wurde 2007 zum Organ der Abgabenbehörde. Ursprünglich war diese ein Teil der Zollbehörde, wurde aber 2002 zu einer Sondereinheit des Arbeitsmarktes. Seit 2007 findet sich in jedem Finanzamt ein KIAB-Team, welches die Aufgabe hat, illegale Beschäftigungen und die damit im Zusammenhang entstehenden Steuerhinterziehungen und Sozialversicherungsbeträge festzustellen. ArbeitgeberInnen und sowohl inländische als auch ausländische ArbeitnehmerInnen sind in diesen Kontrollen eingeschlossen. Regelmäßig werden verschiedene Kontrollen und Razzien von der KIAB durchgeführt und dabei arbeits- und sozialversicherungsrechtliche Bestimmungen überprüft (Houf/Lehner 2008:3 und Steiger, 2012).

3.4. Umfang irregulärer Beschäftigungen

Irreguläre Beschäftigungsverhältnisse sind heute fast überall zu finden. Aufgrund der Tatsache, dass diese Tätigkeiten im Verborgenen stattfinden und statistisch nicht oder nur teilweise zu erfassen sind, gibt es über den Umfang informeller Erwerbstätigkeiten nur vage Schätzungen. Der Anteil der „Schattenwirtschaft“ am Bruttoinlandsprodukt 2009 betrug in Österreich rund 8,5 Prozent, in Italien und Spanien beispielsweise rund 20 Prozent. In „Entwicklungsländern“ wie auch Schwellenländern ist der Anteil durchschnittlich höher (vgl. Schneider, 2011: 27).

3.5. Vielseitigkeit des irregulären Sektors

Der irreguläre Sektor erscheint heute in unterschiedlichsten Formen. Wie bereits im Kapitel 3.1. (Der irreguläre Sektor in Österreich) erwähnt wurde, können irreguläre Beschäftigungen sowohl nebenerwerbstätig oder haupterwerbstätig als auch selbstständig oder unselbstständig erbracht werden. Irreguläre Beschäftigungsformen lassen sich nicht auf einzelne Berufssparten beschränken. Es gibt heute kaum eine Berufsbranche, die ohne diese irreguläre Erwerbsform besteht. Es kann sich dabei sowohl um geistige als auch um physische Tätigkeiten handeln; angefangen von sehr einfachen Diensten, die wenig Kompetenz erfordern, reicht dieses Feld bis hin zu Beschäftigungen, die ein umfangreiches Wissen voraussetzen (vgl. Kathan/ Kendelbacher, 1995:12).

Auch die AkteurInnen könnten unterschiedlicher nicht sein. Irregulär Beschäftigte bilden eine sehr heterogene Gruppe und unterscheiden sich sowohl durch die Ausübung ihrer Tätigkeit, als auch durch Geschlecht, Alter, Herkunft und Ausbildung. Sie haben verschiedene Hintergründe und Ausgangssituationen und vertreten nicht dieselben Interessen. Die Ausübung einer Tätigkeit, die keiner staatlichen Regulierung unterliegt, ist das einzige, allen zugrunde liegende Kriterium (vgl. Altvater/Mahnkopf, 2002: 15).

4. Sicherheit

„Die Entwicklung von Programmen und Systemen der sozialen Sicherheit ist eine der bedeutendsten sozialpolitischen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts“ (IVSS, 2008-2012). Angesichts der Tatsache, dass die staatlich garantierte Sicherheit in ihrem Abbau begriffen werden kann, möchte ich im Folgenden den Begriff der Sicherheit näher betrachten.

Sicherheit ist ein menschliches Grundbedürfnis und zukunftsorientiert. Es wird damit ein Zustand des Freiseins von Risiken und Sorgen beschrieben. Die Vorstellungen über Sicherheit sind subjektiv.

Die internationale Vereinigung für soziale Sicherheit umfasst mit dem Begriff „soziale Sicherheit“ Gesetze oder Sozialschutzsysteme, welche dem „Einzelnen ein gewisses Maß an Einkommenssicherheit bieten, wenn dieser mit Risiken wie Alter, Hinterbliebenenschaft, Arbeitsunfähigkeit, Invalidität, Arbeitslosigkeit oder Kinderversorgung konfrontiert wird“ (IVSS, 2008-2012).

Die soziale Sicherheit betrifft alle Menschen. Sie bezieht sich auf die Gemeinschaft und auch auf das Zusammenwirken dieser. Die ILO schreibt hierzu Folgendes:

Social security is very important for the well-being of workers, their families and the entire community. It is a basic human right and a fundamental means for creating social cohesion, there by helping to ensure social peace and social inclusion. (ILO [2], 2001: 16/33)

Benda-Beckmann und Benda-Beckmann definieren soziale Sicherheit „as a quality of social relationships and institutions, ideologies, philosophy, ethics, policy programmes and set of rules“ (von Benda Beckmann/ von Benda Beckmann, 2000:15).

Mein Ansatzpunkt beruht darauf, dass viele Menschen in Österreich vom sozialstaatlichen Leistungssystem nicht ausreichend erfasst werden, wodurch andere sicherheitsstiftende Aspekte einen zentralen Stellenwert bekommen. Wesentlich ist für mich dabei die Sicherheit durch soziale Beziehungen. Hierfür verwende ich den Begriff des Netzwerkes. Netzwerke können auf sozialen und/oder verwandtschaftlichen Beziehungen basieren. Allgemein sind

Netzwerke flexibel zu verstehen, da diese sich situationsbedingt stets wandeln können (vgl. Deterts, 1998:18).

Bereits einige WissenschaftlerInnen befassten sich damit, wie informell Beschäftigte ohne staatlich garantierte Sicherheit auskommen.

Larissa Lomnitz erklärte in diesem Zusammenhang, dass informell Beschäftigte eigene Sicherungssysteme bilden. Diese können sich symmetrisch oder asymmetrisch gestalten. Symmetrische Beziehungen beruhen auf Wechselseitigkeit. Lomnitz hebt hierbei die „confianza“ (Vertrauen) als kulturelle Norm hervor (vgl. Komlosy et al., 1997: 19). Asymmetrische Beziehungen hingegen beruhen auf einseitiger Hilfeleistung. Dabei sind nicht Vertrauen und Gegenseitigkeit ausschlaggebend, sondern der Austausch von Unterstützung gegen Loyalität (vgl. Komlosy et al., 1997: 20). Im Rahmen meiner Feldforschung möchte ich darauf achten, inwiefern sich solch sicherheitsstiftende, soziale Netze finden und in welcher Form sich der Austausch unter irregulär Beschäftigten gestalten kann.

5. Prekarität

Im folgenden Kapitel werde ich den Begriff „Prekarität“ konkretisieren, da dieser seit der Deregulierung der Arbeitsgesetzgebung in den 1970er Jahren zum neuen Schlagwort wurde.

Der Begriff „prekär“ steht in Verbindung mit Flexibilisierungsprozessen und dem damit verbundenen Abbau sozialstaatlicher Leistungen. Da im Fordismus das soziale Absicherungssystem eine herausragende Entwicklung darstellte, sprechen Castel und Dörre (2009) von der Rückkehr der Unsicherheit in die westliche Arbeitswelt.

Das Wort „prekär“ kommt ursprünglich aus dem Latein und lässt sich mit heikel, erbitten, erbetteln, unsicher oder widerruflich übersetzen (vgl. Stowasser/ Petschenig und Skutsch, 1997: 401). Dieser Begriff steht heute im Zusammenhang mit der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und der zunehmenden Ausbreitung unsicherer Arbeitsverhältnisse⁶ (vgl. Pelizzari, 2011).

Gerry Rodgers und Janine Rodgers definierten 1989 vier Kriterien, die sie als wesentlich erachteten, um ein Arbeitsverhältnis als prekär zu bezeichnen.

Precarious jobs are those with a short time horizon, or for which risk of jobloss is high. Second there is an aspect of controll over works – work is more insecure the less the worker (individually or collectively) controll working conditions, wages or the pace (sic!) of work. Third, protection is of crucial importance: that is, to what extent are workers protected, either by law, or through collective organisation, or through customary practice – protected against say discrimination, unfair dismissal or unacceptable working practices, but also the sense of social protection, notably acces to social security benefits. A fourth, [...] aspect is income – low income jobs may be regarded as precarious if they are associated with poverty and insecure social insertion. (Rodgers/Rodgers, 1989:3)

Für Rodgers und Rodgers ist eine Kombination dieser Faktoren ein ausschlaggebendes Kriterium, um ein Arbeitsverhältnis als prekär zu definieren. Gemäß dieser Definition sind prekäre Arbeitsverhältnisse gekennzeichnet durch Unsicherheit, Instabilität, fehlende Schutz- und Sicherheitsbestimmungen und soziale oder ökonomische Verletzbarkeit (vgl. 1989:3).

Auch Robert Castel erklärt Prekarität zur sozialen Frage des 21. Jahrhundert und bezeichnet damit „Prinzipien des Brüchigwerdens, die sich nicht auf die unteren Schichten der

⁶ Siehe Kapitel 2.4. (Neoliberalismus)

Gesellschaft beschränken, sondern die verschiedensten sozialen Gruppen betreffen“ (Castel, 2009:31).

Castel klassifiziert die „postfordistische Arbeitsgesellschaft“ je nach vorhandener Sicherheit in unterschiedliche Zonen. Neben einer „Zone der Integration“, in der nach wie vor stabile Normalarbeitszeitverhältnisse bestimmend sind, spricht Castel von einer sich ausbreitenden „Zone der Prekarität“ (vgl. Castel, 2009: 15). Diese beruht auf unsicheren Arbeitsverhältnissen und erodierenden sozialen Netzen (vgl. Dörre, 2006).

Castel hebt dabei hervor, dass eine Erwerbstätigkeit, die nach ihren strukturellen Merkmalen als prekär zu bezeichnen wäre, nicht unweigerlich subjektiv als heikel wahrgenommen werden muss. Ein Prekaritätsrisiko kann einem Arbeitsverhältnis ebenso inhärent sein, wenn es sich um eine erwünschte Tätigkeit der beschäftigten Person handelt (vgl. Castel/ Dörre, 2009:16). Castel unterstreicht dabei die subjektive Wahrnehmung des Einzelnen.

Um eine Beschäftigung hinsichtlich ihrer Prekarität zu untersuchen, erachtet Castel folgende Kriterien als relevant:

Neben der Arbeitsperspektive (Einkommens- und Beschäftigungssicherheit) sind die Tätigkeitsperspektive (Identifikation mit der Tätigkeit, Qualität der sozialen Beziehungen) und mit ihr Status, gesellschaftliche Anerkennung und individuelle Planungsfähigkeit von Bedeutung. (Castel/Dörre, 2009: 17)

Die „Zone der Prekarität“ beschreibt Castel als „heterogen“ und „dynamisch“.⁷ Am unteren Ende der Hierarchie befindet sich Castel zufolge eine „Zone der Entkoppelung“ und meint damit eine Zone, wo Prekarität zu einer permanenten Bedingung des Lebens wird (vgl. Dörre, 2006 und Castel, 2009: 29-31).

Pierre Bourdieu hebt in seiner Auseinandersetzung den Aspekt der Macht besonders hervor und betont, dass nicht nur Menschen, die in prekäre Arbeitsverhältnisse eingebunden sind, von Prekarität betroffen sind (vgl. 1998:97).

Die Existenz einer beträchtlichen Reservearmee (...) flößt jedem Arbeitnehmer das Gefühl ein, dass er keineswegs unersetzbar ist und seine Arbeit, seine Stelle gewissermaßen ein Privileg darstellt, freilich ein zerbrechliches und bedrohtes Privileg. (Bourdieu, 1998: 97)

⁷ Für eine differenziertere Erläuterung siehe Castel 2009: 21-34

Bourdieu geht in seiner Auseinandersetzung noch einen Schritt weiter und artikuliert Prekarität als "Teil einer neuartigen `Herrschaftsform`, die auf die Errichtung einer zum allgemeinen Dauerzustand gewordenen Unsicherheit fußt und das Ziel hat, die Arbeitnehmenden zur Unterwerfung, zur Hinnahme ihrer Ausbeutung zu zwingen" (Bourdieu, 1998: 100).

Bourdieu und Castel machen in ihren Analysen insbesondere auf die tiefgreifenden sozialen Folgen aufmerksam. Zwar gibt es Gruppen, die von der Flexibilisierung profitieren, diese verfügen zumeist aber über ökonomische Ressourcen und Qualifikationen, wodurch wenig Sorgen um die eigene Existenz bestehen (Castel, 2009:26). Für Beschäftigte, die dauerhaft von Prekarität betroffen sind, wird die Flexibilisierung jedoch zur „Flexploitation“ - zur Überausbeutung (vgl. Bourdieu, 1998:100).

Bourdieu hebt dabei hervor, dass Prekarität sich nicht nur auf die Arbeitsbedingungen bezieht sondern sich auf die gesamte Lebenssituation eines Menschen auswirkt und sowohl zukunftsbezogenes Handeln als auch eine rationale Lebensplanung einschränkt (1998:96-102). Prekarität zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie die Zukunft in Ungewissheit lässt. Ins Zentrum seiner Analyse stellt Bourdieu die Schwächung der ArbeitnehmerInnen. Prekarität führt zu einer sich verbreitenden Existenzangst. Diese wirkt sich auf die Arbeits- und Lebenssituation aller aus und resultiert in einer Unmöglichkeit sich gegen ihre Ausbeutung zur Wehr zu setzen. Die kollektive Angst vor Arbeitslosigkeit und sozialem Abstieg erhöht die Konkurrenz unter den ArbeitnehmerInnen und erschüttert dadurch ihre gegenseitige Solidarität (vgl. Bourdieu, 1998:99).

Insofern versteht Bourdieu die Prekarisierung als eine „gesellschaftliche Tendenz zur Verallgemeinerung der sozialen Unsicherheit, deren Ursprung im ökonomischen und Erwerbsystem der Gesellschaft zu verorten ist“ (Dörre, Brinkman, Röbenack, 2006:8).

Prekarität ist mehrdimensional zu betrachten und kann sich sowohl auf subjektives Empfinden als auch auf eine gesamtgesellschaftliche Tendenz beziehen.

Im Mittelpunkt der Sozialanthropologie steht nicht die prekäre Arbeit an sich, sondern die Prekarisierung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse. Dabei ist es wichtig, einerseits die

sozialen Auswirkungen auf die Lebenssituation und die Lebensplanung des/der Einzelnen zu fokussieren, andererseits jedoch auch eine gesamtgesellschaftliche Perspektive zu beleuchten.

Die vorhin beschriebenen Folgen prekärer Arbeitsverhältnisse möchte ich in meiner empirischen Untersuchung am Beispiel der Triester Straße in Österreich überprüfen.

6. Forschungsrahmen

Irreguläre Beschäftigungsverhältnisse sind heute fast überall zu finden und stellen in Österreich ein sehr präsenes und diskursives Phänomen dar. Meine eigenen Erfahrungen in Bezug auf irreguläre Arbeitsverhältnisse reichen in meine Kindheit zurück und die Meinungen diesbezüglich laufen auseinander. Im Verlauf meiner Forschung sprach ich mit vielen Personen über mein Diplomarbeitsthema und die Problematik weckte bei vielen Menschen großes Interesse.

Ich traf in unterschiedlichsten Situationen immer wieder Personen, die bereits selbst irregulär gearbeitet haben oder Dienste irregulär ausführen ließen. Viele waren auch dazu bereit, mir ihre Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen. Öfters ergaben sich in diesem Zusammenhang intensive Gespräche und Diskussionen. Ich sprach sowohl mit Frauen als auch mit Männern und stieß im Laufe meiner Diplomarbeit auch auf ein Netzwerk von sieben Personen, die mithilfe eines Vermittlers bereits seit mehreren Jahren gemeinsam irregulär Dienste anbieten bzw. ausführen. Die Bedingungen all dieser AkteurInnen unterscheiden sich jedoch gravierend und verdeutlichten mir einerseits die Präsenz andererseits auch die Vielseitigkeit dieses Feldes. Nicht alle betroffenen Personen nahmen ihr Arbeitsverhältnis als prekär wahr, auch wenn ihre Situation der Definition gemäß als prekär zu bezeichnen wäre.

In meiner empirischen Untersuchung beschränkte ich mich auf die Triester Straße. Die Triester Straße ist eine dreispurig angelegte Fahrbahn, die ausgehend vom Matzleinsdorfer Platz quer durch den 10. und 23. Wiener Gemeindebezirk Favoriten und Liesing verläuft und Richtung Vösendorf und Wiener Neustadt führt. Diese Straße stellt einen großen Verkehrsknoten zwischen der A2 Südautobahn und Wien dar und ist dementsprechend stark befahren. Ein kurzer Abschnitt dieser eben beschriebenen Straße ist in österreichischen Medien als „Arbeiterstrich“ bzw. als Sammelplatz für „Schwarzarbeiter“ - hauptsächlich Männer - bekannt, die auf der Straße jeder/m InteressentIn ihre Arbeitskraft verkaufen (müssen). Umliegend davon befinden sich zwei Baumarktketten (*OBI* und *Sochor*), zwei Tankstellen (*OMV* und *BP*), verschiedene Automobilgeschäfte, ein Erotikgeschäft (*Orion*) und ein jugoslawisches Cafe/Restaurant (*Ramada*).

Zur Veranschaulichung meines Forschungsortes möchte ich die folgende Grafik einbringen:



(Abbildung: Google maps⁸)

In Zeitungsberichten wird beispielsweise Folgendes geschildert:

Auf dem größten Arbeiterstrich Wiens stehen Männer den ganzen Tag wie Prostituierte herum. Haben sie Glück, gibt es Knochenarbeit auf dem Bau – für ein paar Stunden oder Tage, illegal und ohne jede Sicherheit. (Martins, S.132)

Aufgrund der medialen Präsenz der Triester Straße fasste ich 2010 den Entschluss eine empirische Forschung in diesem Rahmen durchzuführen. Dieser besondere Abschnitt wurde sozusagen zu meinem Forschungsfeld.

⁸ (siehe:googlemaps: http://maps.google.at/maps?q=triester+Stra%C3%9Fe&oe=utf-8&rls=org.mozilla:de:official&client=firefox-a&channel=np&um=1&ie=UTF-8&ei=ij_CT-W3GMGY-waborSnCg&sa=X&oi=mode_link&ct=mode&cd=3&ved=0CFoQ_AUoAg, Aufruf: 27.05.2012)

Es gibt in Wien auch andere Orte, die als Treffpunkte für Schwarzarbeiter bekannt sind, wie beispielsweise die Brünnerstraße in Floridsdorf oder auch die Herbststraße in Ottakring. Die Bedingungen an diesen Plätzen sind ähnlich und so werden in Zeitungsartikeln auch immer wieder Vergleiche angestellt.

Wissenschaftliche Auseinandersetzungen fanden sich in diesem Rahmen nur wenige. Konrad Hofer, ein österreichischer Soziologe, ermittelte beispielsweise 1992 verdeckt auf der Herbststraße, um so Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt jener Männer zu bekommen, die irregulär Dienste auf der Straße anbieten. Die Tatsache, dass Hofer verdeckt ermittelte, macht bereits darauf aufmerksam, welche Schwierigkeiten sich in diesem Forschungsrahmen ergeben können. Da irreguläre Arbeitsverhältnisse von Seiten des Staates als gesetzwidrig erachtet und dementsprechend strafrechtlich verfolgt werden, gestaltet sich der Zugang zum Feld relativ schwierig.

Im Rahmen meiner empirischen Forschung entschied ich mich zum Einen dazu, eine qualitative Analyse österreichischer Tagesmedien durchzuführen und zum Anderen eine Feldforschung auf der Triester Straße vorzunehmen, um so die Arbeits- und Lebensbedingungen der Akteure auf der Triester Straße zu beleuchten. In der vorliegenden Arbeit beziehen sich Begriffe wie „Akteure“ u. Ä. bewusst auf eine männliche Form, da es sich um ein männlich besetztes Feld und dadurch zumeist um männliche Informanten handelt. Eine gendersensible Schreibweise wird dann verwendet, wenn auch weibliche Personen zu Wort kamen.

Meine empirische Untersuchung gliedert sich in zwei Teile, die gegenübergestellt werden sollen. Mein Anliegen richtete sich darauf, den Handlungsraum „Triester Straße“ zu veranschaulichen, Fremdzuschreibungen offen zu legen und ein Bild davon zu bekommen, wie einzelne AkteurInnen die vorherrschende Situation wahrnehmen. Die unterschiedlichen methodologischen Herangehensweisen werden in jeweils eigenständigen Kapiteln in späteren Teilen der Arbeit offen gelegt und dabei auch weitere Zielsetzungen erklärt.

7. Zeitungsartikelanalyse

Mithilfe einer Zeitungsartikelanalyse möchte ich das medial vermittelte Bild sowohl über die Arbeitsverhältnisse auf der Triester Straße als auch zu irregulären Beschäftigungsverhältnissen in Wien wiedergeben. Die folgende Analyse bezieht sich dabei vor allem auf die Frage: „Welche Images bzw. Fremdzuschreibungen werden über irregulär Beschäftigte in Österreich medial vermittelt“? Eventuelle Vorurteile, Klischees, Stereotype und Diskriminierungen, die von Medien (aktiv) forciert werden, sollen reflektiert und ergründet werden.

7.1. Auswahl der Zeitungsberichte

Ich stellte eine kleine Auswahl von insgesamt acht Beiträgen aus verschiedenen österreichischen Zeitungen und Online-Magazinen zusammen, und versuchte diese systematisch nach Mayring zu bearbeiten. Zum Nachlesen werden die Artikel im Anhang zu finden sein.

- „FH-Magazin Punkt“. Brennpunkt Arbeiterstrich. (Bianca Blei, 13.01.2009.)
- „Die Presse“. Arbeiterstrich: Sechs Euro für den Bruder vom Parkplatz. (Peter Martins, 25.04.2009.)
- „Bauzeitung“. Schatten über Wirtschaft. (Helmut Melzer, 20.11.2009.)
- „Der Standard“. Arbeiterstrich: Moderne Tagelöhner. (Feka und Zelechowski, 20.03.2010.)
- „Heute“. Triester Straße 12: Hier stehen Handwerker am Arbeiterstrich. (Jörg Michner, 08.05.2011.)
- „Wiener Zeitung“. Der etwas andere Männer-Strich. (Nina Fiori, 13. 05. 2010.)
- „Kronen Zeitung“. Standortwechsel – Ärger über neuen Arbeiterstrich. (Alex Schönherr, 25.10.2010.)
- „Kurier“. Im Kampf gegen Schwarzarbeit. (nicht nachvollziehbar⁹)

⁹ Online unter: <http://kurier.at/wirtschaft/2093822.php>, zuletzt aufgerufen am 21.03.2011, seither nicht mehr auffindbar. Warum das so ist, versuchte ich an den dafür zuständigen Stellen zu erfragen, jedoch erhielt ich diesbezüglich keine Antwort.

Die Artikel erschienen im Zeitraum 2009 bis 2011. Alle Artikel waren online zu finden. Zirka die Hälfte wurde auch in Zeitungen gedruckt. Die Artikel beleuchten entgegengesetzte Blickwinkel, die beispielhaft mit Zitaten unterschiedlicher AkteurInnen belegt werden. Bei der Online-Recherche stieß ich zusätzlich auf diverse Blogs, die zu den entsprechenden Artikeln in Online-Foren erstellt wurden. Die Blogs fanden sich zu den Berichten des Kuriers, des Standards, der Kronenzeitung und der Tageszeitung „Heute“. Die Kommentare der UserInnen ergänzen die Darstellungen der Zeitungsberichte und vervollständigen ein allgemeines Bild zur Thematik.

7.2. Methode für die Analyse der Zeitungsartikel: Qualitative Inhaltsanalyse

Bei der Analyse und Auswertung der Berichte habe ich verschiedene Methoden in Erwägung gezogen, mich jedoch letztlich für die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring entschieden.

„Die Inhaltsanalyse arbeitet mit Texten, Bildern, Noten, mit symbolischem Material. Das heißt, die Kommunikation liegt in irgendeiner Art protokolliert, festgehalten vor“ (Mayring, 2002:114). Der Grundgedanke der qualitativen Inhaltsanalyse ist „Texte systematisch zu analysieren, indem das Material zergliedert und schrittweise bearbeitet wird“.

Bei meinem Datenmaterial handelt es sich um aktuelle Beiträge aus österreichischen Tageszeitungen und Online-Magazinen und den dazu von UserInnen online geführten Diskussionen, die auf den jeweiligen Internet-Homepages aufzufinden waren/sind. Ich verwendete Auszüge sowohl von den Berichten, als auch von den Blogs. Diese wurden danach mit ausgewählter themenspezifischer Literatur verbunden bzw. verknüpft, um so eine objektive, reflektierte Darstellung meiner Ergebnisse bieten zu können.

Am Anfang des Erarbeitens steht der Gegenstand der Analyse, also die Fragestellung. Diese bildet den Ausgangspunkt meiner Auswertung. Ich entschied mich für ein induktives Vorgehen, indem zuerst paraphrasiert, dann generalisiert und abschließend reduziert wird.

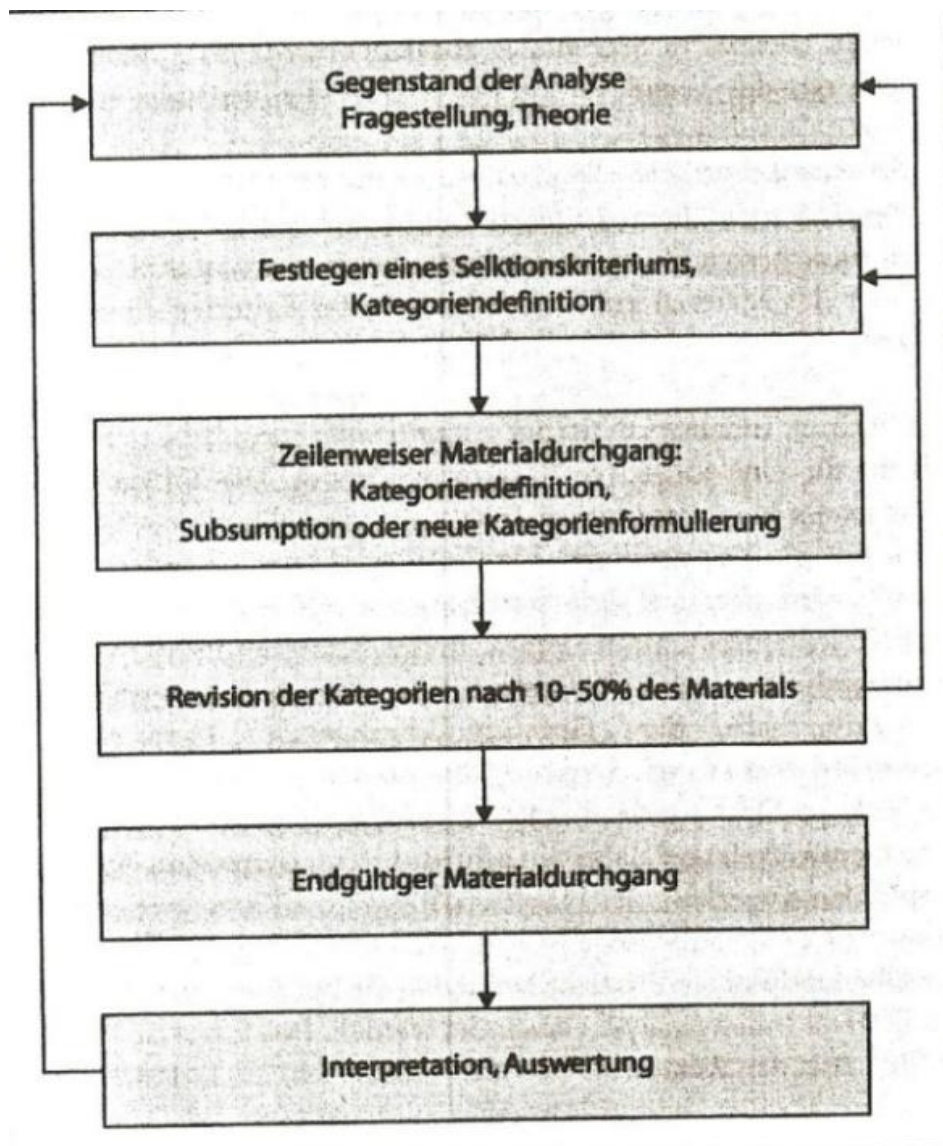
Ausgehend davon habe ich mit der Kategorienbildung begonnen. Ich habe durch die Literatur wie auch durch wiederholtes Durchlesen und Bearbeiten der Artikel versucht ein paar Kategorien nach längerem Hinterfragen festzulegen und zu definieren. Anschließend

überprüfte ich diese auf ihre Verwendbarkeit und Brauchbarkeit und legte dazu Selektionskriterien fest, die auf die Fragestellung hin passend erschienen.

Die ersten Schritte der Paraphrasierung, also die Definition der einzelnen Kategorien, nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Nach der Bestimmung der einzelnen Kategorien folgt dann die eigentliche Bearbeitung des Materials - das Generalisieren. Hierbei werden in einem reduktiven Prozess relevante Textstellen herausgefiltert, also in meinem Fall Kommentare aus den online geführten Diskussionen sowie einzelne Textpassagen aus den Berichten. In dieser Phase wird das Material Zeile für Zeile bearbeitet und dabei versucht die einzelnen Textpassagen in bereits definierte Kategorien einzuteilen und eventuell neue Kategorien hinzuzufügen. Es können auch vorherige Kategorien zusammengefasst oder subsumiert werden. Nach der Bearbeitung von zehn bis fünfzig Prozent des Materials schlägt Mayring (2002:214-216) vor, die bisherigen Kategorien nochmals zu überdenken und zu analysieren, inwiefern diese sinnvoll sind, oder sich als unbrauchbar erweisen. Es ist ein ständiger Prozess, wobei mehrmaliges Reflektieren eine große Rolle spielt. Anschließend wird das ganze Material auf dieselbe Weise bearbeitet und die Phase der Reduktion beginnt, wobei einzelne Kategorien zusammengefasst und Hauptkategorien untergeordnet werden. Der letzte Arbeitsschritt ist dann die Interpretation und Auswertung der herausgefilterten und reduzierten Phrasen bzw. Kategorien.

Das Ergebnis einer solchen Analyse ist ein Set von Kategorien zu einer bestimmten Thematik, in meinem Fall zu irregulären Beschäftigungsverhältnissen in Wien. Nachdem ich mehrere Kommentare bzw. Textstellen zu den jeweiligen Kategorien zugeordnet hatte, wurde es mir möglich, das gesamte Kategoriensystem in Bezug auf die Fragestellung zu interpretieren, wie ich es im Folgenden veranschaulichen möchte.

Die einzelnen Schritte der Inhaltsanalyse werden in folgender Abbildung nochmal veranschaulicht:



Ablaufmodell induktiver Kategorienbildung (Mayring, 2002: 116)

7.3. Vorstellung der Kategorien

Ich bildete einige Kategorien, die hinsichtlich meiner Fragestellung relevant erschienen. Die einzelnen Kategorien greifen stark ineinander und können oft nur schwer getrennt voneinander dargestellt werden. Verschiedenste Aspekte beeinflussen, bedingen und reproduzieren sich gegenseitig und müssen daher permanent in reziproker Beziehung zueinander betrachtet werden. Im Folgenden möchte ich die einzelnen Kategorien, so wie sie in der Zeitungsartikelanalyse bearbeitet werden, kurz auflisten.

- Allgemeine Darstellung der Situation
- Kategorie: Beschreibung der Akteure: Äußerliche Erscheinung und Benennungen
- Kategorie: Gründe eine irreguläre Beschäftigung auszuüben
- Kategorie: Gründe eine irreguläre Beschäftigung zu beauftragen
- Kategorie: Arbeitssuche: Arbeitnehmer und Arbeitgeber
- Kategorie: Tätigkeiten und Lohn
- Kategorie: Strafmaßnahmen und Kontrollen
- Kategorie: Anrainer
- Zusammenfassung

All diese Kategorien werden in der folgenden Zeitungsartikelanalyse behandelt, da es sich um signifikante Aspekte handelt, die den (Arbeits-) Alltag der Arbeitsuchenden widerspiegeln. Die hier bereits gebildeten Kategorien verhalfen mir Fragen für Interviews und Gespräche vorzubereiten und waren daher auch für meine Feldforschung von zentraler Bedeutung.

Die Ergebnisse der Zeitungsartikelanalyse sollen meiner empirischen Forschung zugrunde liegen und letztlich mit meinen empirischen Beobachtungen und Erhebungen zusammengeführt werden.

7.4. Allgemeine Darstellung der Situation

Generell wird in der Bauzeitung von einem Anstieg der Schattenwirtschaft in Österreich berichtet. Der Journalist, Helmut Melzer bezieht sich dabei auf den österreichischen Ökonomen Friedrich Schneider und schreibt, dass die *„Arbeitsleistungen ohne Rechnungslegung im heurigen Jahr eine Wertschöpfung von 20,5 Milliarden Euro ausmachen. [...] Den größten Teil davon, 7,8 Milliarden Euro oder 38 Prozent, werden im Baugewerbe und dem Handwerk lukriert [...]“* (Melzer, S.134).

Bezüglich der Triester Straße wird in den Berichten ausschließlich von Männern gesprochen, die sich an diesem besonderen Abschnitt treffen, um dort auf Arbeit zu warten. Dieser Abschnitt ist u. a. als „Hackler-Aufgabel-Meile“ oder auch „Schwarzarbeitertreffpunkt“ bekannt. In vier Berichten werden Fallbeispiele von Betroffenen dargestellt und dabei entweder Handlungssequenzen vor Ort oder deren Lebenssituation skizziert. Diesen Beispielen zufolge, haben die Arbeiter ein Durchschnittsalter von 35/36 Jahren.

In allen Artikeln wird darauf hingewiesen, dass die Mehrzahl der dort arbeitssuchenden Personen einen Migrationshintergrund hat. Als Herkunftsländer werden Rumänien, Tschechien, Ungarn, Polen, Slowakei, Albanien und auch Italien genannt. Vorrangig wird von Personen aus Osteuropa bzw. aus sogenannten „Ostblockländern“ berichtet.

Im Beitrag der Tageszeitung der Standard wird geschildert, dass die Männer selbstständig ihre Heimat verlassen, um sich in Österreich mit „Schwarzarbeit“ ein wenig Geld anzusparen. Die AutorInnen Eva Zelechowski und Armand Feka sprechen auch von „Hintermännern“, die Menschen organisieren und zu den Lokalitäten fahren, welche für „Schwarzarbeit“ berüchtigt sind“ (S.127). In diesem Kontext wird auch die Problematik des Menschenhandels thematisiert, was verdeutlicht, welchen unsicheren Bedingungen sich manche Menschen aussetzen (müssen).

Die Arbeitssuchenden - so in allen Zeitungsberichten - würden auf den Gehwegen, Straßen und Parkplätzen der umliegenden Geschäfte stehen, um dort auf potentielle KundInnen bzw. AuftraggeberInnen zu warten, wobei auch hier nur von Männern berichtet wird.

Die Journalistin Nina Fiori beispielsweise schreibt in der Wiener Zeitung: *„Zu welcher Uhrzeit und an welchem Wochentag man diese aufsucht, ist dabei ziemlich egal – arbeitswillige Männer sind dort immer anzutreffen“* (S.129).

Schätzungen über die Anzahl der dort Arbeitsuchenden weichen in den Artikeln stark voneinander ab. Manche berichten von zwölf Männern (Blei S.126), andere hingegen sprechen von über 150 Personen (Feka/ Zelechowski, S.128), die sich an diesem Abschnitt versammeln. Auch werden die unbehaglichen Umstände veranschaulicht, die dieser „Arbeitsplatz“ mit sich bringt. Kälte, Hitze, Regen und auch Schnee sind natürliche Bedingungen, denen die Arbeitsuchenden dort ausgesetzt sind und standhalten müssen.

Seit wann es diesen Sammelplatz für Arbeiter auf der Triester Straße gibt, war mit Hilfe der Artikel nicht eindeutig herauszufinden. *„Seit dem EU-Beitritt Rumäniens [...] sind viele von ihnen nach Österreich gekommen“*, meinen Feka und Zelechowski im Beitrag des Standards (S.128). Jörg Michner, der Autor des Artikels der Zeitung Heute, berichtet beispielsweise von Bulbuc (40) aus Rumänien, der bereits seit über zehn Jahren täglich auf die Triester Straße komme, um auf Arbeit zu warten (vgl. S.135). Aus diesen Beispielen wird begreifbar, dass diese Situation schon seit Jahren vorzufinden ist.

Im Diskussionsforum der Kronen Zeitung beklagt sich User „Among“ über das Bestehen des Arbeiterstrichs und verbalisiert damit sein Anliegen, dass sich an den Umständen etwas ändern soll: *„Ich wohne in der Triester Straße unweit von dem Baumarkt. Der Arbeiterstrich besteht seit Jahren, niemand hat etwas unternommen. Die Polizei fährt jeden Tag mehrere Male vorbei, ohne etwas dagegen zu tun. [...]“* (Blog: Kronen Zeitung, 2010).

Ähnliche Äußerungen finden sich immer wieder, jedoch basiert der Wunsch nach Veränderung auf konträren Meinungen und Gedanken einzelner Akteure, wie es in anderen Beispielen noch ersichtlich wird.

7.4.1. Kategorie: Beschreibung der Akteure

Für die Arbeitssuchenden finden sich in den Berichten und auch in den Weblogs zahlreiche Benennungen. „Schwarzarbeiter“, „(moderne) Tagelöhner“ und „Pfuscher“ waren gängige Bezeichnungen. Ein User spricht auch von „billigen Strichern“, wodurch ersichtlich wird, welcher geringer Status den Männern oftmals zugesprochen wird (vgl. Blog Kronen Zeitung, 2010).

Allgemein werden diese Arbeitnehmer als flexibel, vielseitig einsetzbar und als günstige Arbeitskraft beschrieben. Da sie keiner Regulation unterliegen, können sie sich nicht auf arbeitsrechtliche Vorschriften berufen oder gar Forderungen stellen. Hinzu kommt, dass es ihnen an Absicherung und an Sicherheit fehlt, wie es die Berichte aufzeigen. Demnach werden hier jene Kriterien dargelegt, die im Wesentlichen eine prekäre Arbeitssituation ausmachen.

Im Bericht der Presse hebt Peter Martens das äußere Erscheinungsbild der Akteure hervor. In anderen Berichten waren solche Darstellungen kaum zu finden. Er schreibt beispielsweise folgende Zeilen: *„Laszlo hat seine Wollmütze tief in die Stirn gezogen, zwei dicke Nägel dienen ihm als Ohrschmuck. Er ist 28 Jahre alt, kommt aus Ungarn und könnte mit seiner Statur in jedem Nachtlokal als Rausschmeißer anheuern“ (S.132).*

Im selben Artikel fand sich ein weiteres Beispiel: *„Ihre dunklen Pullover und Stoffhosen sind abgewetzt, an den Schuhen klebt Lehm“ (S.132).*

Martens illustriert das Aussehen der arbeitssuchenden Männer als verwahrlost. Solche Aussagen unterstreichen zum einen die Not der Menschen, zum anderen entwirft Martens damit auch ein negatives und vor allem nachteiliges Image über die dort Arbeitssuchenden.

Bezüglich der Auftraggeber wird sowohl von Privatpersonen als auch von Unternehmern berichtet. Auch hierbei wird nur von Männern gesprochen. Erstrangig werden dabei Privatkunden genannt, was damit begründet wird, dass viele Firmen das Risiko erwischt zu werden scheuen. Feka und Zelechowski erwähnen im Artikel des Standards beispielsweise „knausrige Häuslbauer“, die sich Arbeiter von der Triester Straße holen (S.128).

Äußerliche Beschreibungen zu den Auftraggebern waren wiederum v. a. im Beitrag der Presse zu finden. Ähnlich wie die Arbeitsuchenden portraitiert Martens auch zwei Männer, die er als Auftraggeber einschätzte: *„Kurze Zeit später fährt ein weißer, verrosteter Ford Transit auf den Parkplatz. Zwei unrasierte Gestalten steigen aus und gehen auf die Männer zu. Bis auf ihre Lederjacken sehen sie genauso aus wie die Wartenden“* (S.133).

Martens repräsentiert die beiden Herren in einem schäbigen Image und zieht dabei einen direkten Vergleich zu den Arbeitsuchenden. Dadurch lässt er alle Akteure in einem negativen Licht erscheinen und erzeugt damit ein allgemein „düsteres Bild“ für seine Leserschaft, wodurch stereotype Vorstellungen gefördert werden können.

In einigen Bemerkungen von UserInnen wurde die Qualifikation der Arbeitsuchenden diskutiert. Diesbezüglich ließen sich sehr gegensätzliche Überzeugungen feststellen. Als Beispiel hierzu ein Auszug des Blogs des Kuriers.

User „Dark Eyes“ kritisiert folgendermaßen:

Bevor ich mir von so einem Pfuscher aus den Ostblockländern was machen laß, da laß ich es lieber ganz bleiben. Bei unseren Renovierungsarbeiten in unseren Bauten waren solche `Spezialisten` am Werk, wie die Arbeiten ausgefallen sind, brauche ich eigentlich nicht erzählen (Blog: Der Kurier, 2011).

In diesem Zitat wird nicht nur die Qualifikation der Arbeitnehmer zynisch als ungenügend dargestellt, sondern es kommt auch Fremdenfeindlichkeit zum Ausdruck. Ähnlich abwertende Vorurteile gegenüber den Arbeitsuchenden fanden sich in einigen Aussagen von RezipientInnen, welche im Zusammenhang mit Strafen und Kontrollmaßnahmen konkretisiert werden.

In anderen Kommentaren - wie beispielsweise im Forum der Kronen Zeitung - beschreibt Bloggerin „Mutter30“ die Arbeiter hingegen als „fachgerechte Hilfe“ und zeichnet damit ein entgegengesetztes Bild (Blog: Kronen Zeitung, 2010).

7.4.2. Kategorie: Gründe eine irreguläre Beschäftigung auszuüben

In den Berichten fanden sich unterschiedliche Argumente, warum sich Menschen in eine prekäre Arbeitssituation begeben (müssen). Die AutorInnen bezogen sich dabei auf die Äußerungen einzelner Akteure und vermittelten die Situation aus der Perspektive der Arbeitsuchenden.

In der Mehrheit der Zeitungsartikel wird das Fehlen einer Arbeitserlaubnis als Hauptgrund genannt, warum sich Männer auf der Triester Straße versammeln, um sich mit „Schwarzarbeit“ ein wenig Geld zu verdienen.

Fiori führt hierzu eine Information von Alin (35 Jahre alt), einem Arbeitsuchenden aus Rumänien, an: *„Was soll ich sonst machen? Auf legale Arbeit habe ich keine Chance. Das habe ich schon zweimal versucht, aber ich bekomme keine Arbeitsbewilligung“* (S.129).

Wie im Kapitel 3.2. (Zugangsbeschränkungen) beschrieben, wird in diesem Beispiel ersichtlich, dass MigrantInnen, die dem AuslBG unterliegen, die Möglichkeit verwehrt wird einer Tätigkeit regulär nachgehen zu können. Alin betonte hierzu auch die Unmöglichkeit, die eigene Situation verändern zu können, da er auf die gesetzliche Lage keinen Einfluss hat.

Fiori berichtet des Weiteren von Christian (aus Rumänien), der ebenfalls auf der Triester Straße auf Arbeit wartet: *„Um eine Arbeitsbewilligung bemüht er sich nicht.“* Fiori zitiert Christian wie folgt: *„Ich sehe ja, dass die anderen keine bekommen. Und ich will nicht einen ganzen Tag Arbeit verlieren“* (S.130). Anhand dieser Bemerkung wird nachvollziehbar, dass die gesamte Situation als hoffnungslos eingeschätzt und der zeitliche Aufwand aufgrund der Aussichtslosigkeit eher als Verlust erachtet wird.

Warum sich manche Männer in diese prekäre Situation begeben, erklären Feka und Zelechowski mit der „Armut und Perspektivenlosigkeit ihrer Heimatländer“. Des Weiteren heisst es: *„Sie setzen sich wissentlich dem Risiko aus, von der Polizei aufgegriffen zu werden, denn nicht zu arbeiten ist keine Alternative“* (S.128). Die AutorInnen vergegenwärtigen damit einerseits eine Ausweglosigkeit in der sich die Arbeitsuchenden befinden und machen andererseits auch auf die problematische rechtliche Lage der Akteure aufmerksam.

In den Blogs konnte ich diesbezüglich widersprüchliche Meinungen herausfiltern. User „Samy1977“ postet beispielsweise Folgendes:

Es ist schlimm, dass die Herkunftsländer der Schwarzarbeiter nicht in der Lage sind, für genug Firmen zu sorgen, die sich dort ansiedeln. Der Arbeiterstrich ist also die reine Not von Menschen, die keine Alternative haben aber auch leben müssen. Leider werden sie auch entsprechend ausgenutzt, weil sie sich nicht wehren können. Generell muss man in Österreich aber auch sagen, dass ohne Schwarzarbeit viele sich eine neue Küche, Tapezieren, etc. nicht mehr leisten können. Da kann noch soviel wegen Steuergeldentgang gejammert und kriminalisiert werden, das ist Fakt. (Blog: Heute, 2011)

Es wird erkennbar, dass der „Arbeiterstrich“ überwiegend mit MigrantInnen assoziiert wird. Begründet wird diese Annahme mit der zu geringen wirtschaftlichen Kapazität anderer Länder. Die Kritik bezieht sich dabei auf die internen Wirtschaften und ihr Unvermögen für ausreichend Einkommensmöglichkeiten zu sorgen. Die Situation der Betroffenen wird zwar als prekär wahrgenommen und die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft bedauert, zugleich wird jedoch versucht zu rechtfertigen, warum viele Menschen in Österreich auf irregulär erbrachte Leistungen zurückgreifen.

Als weitere Ursachen, weshalb sich Menschen in irreguläre Arbeitsverhältnisse begeben, wurden steigende Arbeitslosigkeit, fehlende Perspektiven, zu hohe Besteuerung seitens des Staates und die Wirtschaftskrise 2008 genannt. Auch der Anstieg der Lebenserhaltungskosten wurde erwähnt, welcher dazu führt, dass auch Menschen, die keiner Zugangsbeschränkung unterliegen, irreguläre Beschäftigungsverhältnisse als Notwendigkeit erachten.

User „Wolfgang Haas“ beispielsweise formuliert zum Blog des Kuriers:

Wie soll ein braver, angemeldeter Arbeiter sonst sein Leben finanzieren? Der halbe Lohn wird von der Steuer aufgefressen und die Lebenserhaltungskosten steigen ins unermessliche! Die Heizung und das Pendlerauto ist durch Kraftstoff- und Ökosteuer kaum mehr zu finanzieren! Dadurch ist es verständlich, dass er sich seinen Lohn durch 'Pfusch' in der Freizeit aufbessert! (Blog: Der Kurier, 2011)

Wolfgang Haas spricht hierbei von einem Zusatzeinkommen, was darauf schließen lässt, dass er einen gewöhnlichen Arbeitsplatz mit regulärem Einkommen nicht als ausreichend empfindet, um sich ein Überleben zu sichern. Die Situation ist jedoch von jenen zu unterscheiden, die keine Gelegenheit haben regulär tätig zu sein.

Einige UserInnen hoben auch den wirtschaftlichen Nutzen von irregulär erbrachten Leistungen hervor und verteidigten damit ihr Vorgehen.

User „Johann Zöchling“ erläuterte hierzu: *„Wenn ich pfusche, habe ich mit dem eingekauften Material für den Staat Umsatzsteuer bezahlt. Wenn es keine Pfuscher gäbe, könnten die ganzen Baumarktketten zusperren“* (Blog: Der Kurier, 2011).

Es fanden sich einige vergleichbare Aussagen in den Blogs, die damit die gängige Meinung, dass „Schwarzarbeit“ durchaus einiges zum Wirtschaftswachstum beiträgt, verdeutlichen.

7.4.3. Kategorie: Gründe eine irreguläre Beschäftigung zu beauftragen

In den Zeitungsberichten wurden die Wirtschaftskrise und die damit einhergehende Inflation sowie auch die zunehmende Arbeitslosigkeit als Ursachen und Auslöser für das vermehrte Aufkommen irregulärer Arbeitsverhältnisse angeführt (vgl. Melzer S.134).

Der Journalist Helmut Melzer kehrt in der Bauzeitung die negativen Auswirkungen von „Schwarzarbeit“ hervor und bezieht sich dabei auf Brigitte Jank, Präsidentin der Wirtschaftskammer Wien.

Die Pfuscher, die nicht angemeldet tätig sind und weder Steuern noch Sozialabgaben abführen, schädigen nicht nur die öffentliche Hand, sondern vor allem die Unternehmer, die bei den Billigangeboten nicht mithalten können und Aufträge verlieren. (S.135)

Jank problematisiert die steigende Konkurrenz am Arbeitsmarkt und fordert in Relation dazu stärkere Strafen und Kontrollen. Mit diesem Statement bezieht sie sich besonders auf die Schädigung offizieller Gewerbe, wodurch die Verärgerung über das Bestehen solcher Erwerbstätigkeiten geschürt werden kann. Die Ansichten bezüglich härterer Verfolgung gehen jedoch auseinander und verdeutlichen verschiedene Positionen, wie sie im Kapitel 7.4.6. (Strafmaßnahmen und Kontrollen) noch präzise beleuchtet werden.

In den Kommentaren der RezipientInnen fanden sich Argumente, warum Menschen auf irregulär erbrachte Arbeitsleistungen zurückgreifen würden. Im Folgenden möchte ich einige davon wiedergeben.

User „Sunny_Y“ postet zum Beitrag der Zeitung Heute:

Bei den Preisen, die man heute für Dienstleistungen bezahlt, wird man die Schwarzarbeit niemals weg bringen. Im Gegenteil - bei Mehrfachbesteuerung, die wir haben [...] ist verständlich, wenn sich die Leute Steuern sparen wollen. Aber statt dass man sich überlegt, das System zu ändern, wird verboten und bestraft! (Blog: Heute, 2010)

Blogger „Chrisu Hadi“ schreibt zum Artikel des Kuriers:

Pfusch soll Betrug sein? Dass ich nicht lache! Der Staat zieht uns das Geld überall aus der Tasche, jedes normale Einkommen wird mehrmals versteuert [...] – Senkt die Steuern dann wird es auch weniger Pfuscher geben! Pfusch ist gut, denn ohne Schwarzarbeit könnten wir uns heute gar nichts mehr leisten. (Blog: Der Kurier, 2011)

Sowohl die hohen Kosten offizieller Gewerbe als auch die starke steuerliche Belastung lassen sich als Ursachen zusammenfassen und gelten demnach als Rechtfertigung irreguläre Arbeitsleistungen in Anspruch zu nehmen. Auch starke Zweifel am Staat kommen markant zum Vorschein. Die Nachteile und die Belastung für Betroffene blieben dabei eher vernachlässigt.

Wie Komlosy et al. und Sassen davon überzeugt sind, nutzen formelle Arbeitnehmer informell erbrachte Leistungen, da sie sich so einen Lebensstandard aufbauen können, der auf regulärem Wege nicht leistbar wäre (vgl. Komlosy et al. 1997: 21-24 und Sassen 1997: 239-243).

Die Schuld für das vermehrte Aufkommen von irregulär erbrachten Leistungen suchen demnach viele beim Staat und seinen zu hohen Forderungen. Des Weiteren werden auch Einkommensunterschiede und Betrugereien seitens der Politik in den Bemerkungen der UserInnen stark kritisiert.

Userin „Michaela St.“ argumentiert hierzu beispielsweise: „Niemand braucht bei der jetzigen Abzockerpolitik ein schlechtes Gewissen haben, wenn er den Staat um Steuern betrügt, betrügen doch die Politiker die Steuerzahler seit Jahrzehnten!“ (Blog: Der Kurier, 2011).

Diskussionsteilnehmerin „Michaela St.“ schätzt die derzeitige Politik als „trügerisch“ und „unglaublich“ ein und rechtfertigt damit das Hinterziehen gewisser Abgaben.

User „Chocoholic“ hingegen betont in seinem Beitrag, dass die moralischen Bedenken innerhalb der Gesellschaft aufgrund der marktorientierten Politik und der damit einhergehenden stärkeren Belastung für ArbeitnehmerInnen allgemein sinken.

Solange der Staat bei den Arbeitnehmern beinhart abkassiert, wird sich das nicht ändern. [...] Das Ausmaß der Schwarzarbeit zeigt ziemlich genau an, wie fest die steuerlichen Daumenschrauben schon zugezogen sind. Die staatliche Verschwendungspolitik lässt die moralischen Bedenken schmelzen wie der Frühling den Schnee. (Blog: Der Standard, 2010, User Chocoholic)

Es wird wie Seiser und Fellner (2011:260) erklären, deutlich, dass durch marktfundamentalistische Bestrebungen sowohl die moralischen Prinzipien der Gesellschaft als auch der Identität/en ihrer Mitglieder erschüttert werden (vgl. Seiser/ Fellner, 2011: 260).

7.4.4. Kategorie: Interaktion

Prinzipiell wird eine irreguläre Beschäftigung als eine Interaktion voneinander fremden Personen beschrieben, welche auf Angebot und Nachfrage basiert. Es werden dabei Vereinbarungen getroffen, die auf beidseitigem Einverständnis beruhen, eine staatliche Regulierung zu umgehen. Lackenbucher sprach hierzu von einer „willentlichen Verletzung“ zahlreicher Bundesgesetze (EP, Dezember 2010).

Zieht man jedoch in Betracht, dass viele Menschen ein irreguläres Einkommen als unumgänglich erachten, um sich ihr Überleben zu sichern und MigrantInnen, die dem AuslBG unterliegen kaum eine Möglichkeit haben, regulär tätig zu werden, kann erschlossen werden, dass das Einverständnis nicht unweigerlich auf dem Willen der Arbeitsuchenden beruht, sondern sich vielmehr aufgrund von Ausweglosigkeit ergibt. Es kann dabei nicht immer von einer willentlichen Verletzung zahlreicher Bundesgesetze ausgegangen werden, wie es Lackenbucher behauptet.

Die Arbeitsuche wird in allen Beiträgen sehr ähnlich dargestellt. Anhand der Beschreibungen, wie die Arbeitsuche verläuft, lassen sich sowohl Hierarchiestrukturen als auch Positionen innerhalb des Feldes herausfiltern. Zudem werden anhand dieser Darstellungen auch diverse, von außen fremdzugeschriebene Images vermittelt.

„Kaum bleibt ein interessierter Passant stehen, scharf sich die gesamte Gruppe um den potentiellen Kunden und redet auf ihn ein“, schreibt Autorin Bianca Blei im Artikel des FH-Magazins (S.126). Die Arbeitssuche zeigt sich laut Blei von Seiten der Arbeitnehmer aktiv und lässt so erkennen wie dringend Arbeit benötigt wird.

Martens hält im Bericht der Presse Folgendes fest: *„In Gruppen lungern sie auf dem Parkplatz und auf dem Gehsteig herum und fixieren jeden, der vorbei kommt, mit ihren Blick“* (S.132). Zwar wird auch anhand dieser Schilderung die Dringlichkeit eines

Arbeitseinkommens ersichtlich, jedoch charakterisiert Martens das Verhalten der Arbeiter als aufdringlich und auch das Warten der Männer erscheint mit den Worten „herumlungen“ in einem negativen Licht.

Auf die Verhaltensweise der Auftraggeber bzw. die Interaktion zwischen den Akteuren wurde in den Zeitungsartikeln kaum eingegangen. Eine solche Darlegung fand sich nur im Artikel der Presse, in welchem Martens eine Vereinbarung zwischen einigen Arbeitsuchenden und zwei Auftraggebern wiedergibt:

Kurze Zeit später fährt ein weißer, verrosteter Ford Transit auf den Parkplatz. Zwei unrasierte Gestalten steigen aus und gehen auf die Männer zu. [...] Sofort sind sie von einer Menschentraube umringt, alle reden laut durcheinander. [...] Dann wird verhandelt. [...] Dann nennt er (Laszlo, einer der Arbeitsuchenden) seinen Preis: Sieben Euro pro Stunde. 'Gut Bruder. Ist gut', lautet die Antwort. 'Aber sieben ist zu viel. Mach weniger'. Laszlo sträubt sich. Die beiden Lederjacken preisen nun ihrerseits den Job an: große Baustelle, zwei Tage Arbeit, vielleicht länger, viel zu tun, pünktliche Bezahlung. – 'Alles korrekt'. Bei 6 Euro willigt Laszlo ein. Am nächsten Morgen ist Arbeitsbeginn. (S.133)

Das Übereinkommen stellt Martens als „Risiko für beide Seiten“ dar. „Arbeiter müssen immer damit rechnen, um den Lohn geprellt zu werden. Auftraggeber dagegen können nie sicher sein, wie die Qualität der Arbeit ist“ (S.133).

Wie bereits angemerkt, lässt Martens die Akteure in einem negativen Image erscheinen. Mit subjektiven Ausschmückungen verstärkt er dieses nachteilige Bild zusätzlich. Andererseits entnehme ich diesem Beispiel, dass Unsicherheit und Misstrauen die gesamte Interaktion strukturieren und die Qualifikation der Arbeitsuchenden stets in Frage gestellt wird.

7.4.5. Kategorie: Tätigkeiten und Lohn

Eine Veranschaulichung der Tätigkeiten versinnbildlicht den Status einzelner Akteure als auch die Position, die ihnen zugeschrieben wird.

Die Tätigkeiten werden mehrheitlich als „Knochenarbeit“ beschrieben. Es werden dabei größtenteils physische, jedoch sehr unterschiedliche Dienste aus dem Baugewerbe aufgezählt. Elektriker-Dienste, Maler-Arbeiten oder auch Umzugshilfen und Gärtnerei-Arbeiten nennt Fiori beispielsweise im Bericht der Wiener Zeitung.

Martens erklärt im Beitrag der Presse, dass „*der Stundenlohn dieser Arbeiter [alles] unterbietet, was auf dem Schwarzmarkt üblich ist [...]*“ (S.133). Ähnliche Aussagen finden sich in allen Beiträgen. Der Lohn der Arbeiter bewegt sich demnach durchschnittlich zwischen fünf und zehn Euro pro Arbeitsstunde.

Es wird erwähnt, dass das Gehalt von verschiedenen Bedingungen abhängig sei. Angebot und Nachfrage sind demnach besonders ausschlaggebend und stehen in antiproportionaler Beziehung zueinander. Umso mehr Anwärter einem potentiellen Kunden zur Verfügung stehen, desto niedriger wird der Stundenlohn. Neben Angebot und Nachfrage, werden auch Qualifikationen und Sprachkenntnisse als wichtige Kriterien artikuliert, die sowohl die Arbeitssuche wie auch die Bezahlung bedingen.

An Lohnkostenunterschieden können, wie Seiser und Fellner (2011:261) erklären, Identitätskonstruktionen und Differenzmarkierungen erkannt werden. Dies wird am folgenden Beispiel ersichtlich.

Benutzer „Josef Kriehuber“ kommentiert hierzu: „*Ein guter österreichischer Pfuscher verlangt Euro 20,--, ein Pfuscher aus dem Ausland ist mit Euro 10,-- zufrieden!*“ (Blog: *Der Kurier*, 2011).

Josef Kriehuber setzt die Lohnkostenunterschiede direkt zur Herkunft der Akteure in Beziehung und vermittelt damit die geringe Anerkennung und Wertschätzung, die MigrantInnen und ihrer Arbeitskraft oftmals zukommt.

In einigen Berichten wird thematisiert, dass sich die Arbeitssuchenden auf der Triester Straße gegenseitig unterbieten. Die starke Konkurrenz unter ihnen wird immer wieder pointiert.

Martens beispielsweise veranschaulicht den Umgang der Arbeiter untereinander während einer Verhandlung, wie folgt: „*Schnell fällt Lazlo einem der `Arbeitgeber` ins Wort, dreht sich zu seinen Kollegen um und raunzt sie an*“ (S.133). Anhand dieses Beispiels wird deutlich, welchen Einfluss Angebot und Nachfrage gerade auf den irregulären Arbeitsmarkt haben und dass der Umgangston unter ihnen während den Vereinbarungen durchaus auch rau werden kann. Fiori hingegen hält fest, dass es „*für gewöhnlich ruhig unter den Männern [zugehen würde]*“ (S.129).

Das Verhalten der Arbeiter untereinander wird unterschiedlich beschrieben und ist demnach vor allem situationsbedingt zu verstehen.

7.4.6. Kategorie: Strafmaßnahmen und Kontrollen

In allen Berichten wurden polizeiliche Maßnahmen dargestellt und auch Kontrollen der KIAB angeführt. Die einzelnen AutorInnen bezogen sich dabei immer wieder auf zuständige Personen verschiedener Kontrollorgane und gaben diesbezüglich ein allgemeines Bild darüber wieder, wie mit der Situation rechtlich umgegangen wird und welche Schwierigkeiten in diesem Zusammenhang für die zuständigen Behörden bestehen. Die Meinungen zur Sinnhaftigkeit von Strafmaßnahmen weichen stark voneinander ab, folgen unterschiedlichen Interessen und Einstellungen und sollen dahingehend auch reflektiert werden.

Michael Pollak von der Bundespolizei erklärte Fiori, der Journalistin der Wiener Zeitung, dass *„im Falle von Schwarzarbeit nur die Beschäftigten, nicht aber die Beschäftigten bestraft [werden würden]“* (Pollak nach Fiori, S.129).

Im Artikel des Kuriers wird dazu festgehalten, dass *„Schwarzarbeiter in Österreich nur dann bestraft [werden würden], wenn sie daneben Arbeitslosegeld oder andere Leistungen beziehen“* (S.131). Aufbauend auf dem Gedanken, dass viele der Arbeitsuchenden auf der Triester Straße sowohl vom regulären Arbeitsmarkt als auch vom staatlichen Sozialleistungssystem ausgeschlossen sind, lässt sich aufgrund dieser Auffassung vermuten, dass vielen Arbeitsuchenden auf der Triester Straße keine Strafen drohen. Dies möchte ich hier allerdings in Frage stellen und in meiner empirischen Analyse überprüfen.

Die Autorin Blei zitiert im Bericht des FH-Magazins Josef Kaindl, den stellvertretenden Bezirksvorsteher des 10. Wiener Gemeindebezirks. *“Wir wissen zwar von der Problematik des Arbeiterstrichs, aber auch wir haben keine Möglichkeiten mehr, dieses Problem zu lösen.“* Blei ergänzt dazu begründend: *„Rein rechtlich dürfen die Schwarzarbeiter auch erst verhaftet werden, wenn man sie auf frischer Tat am Bau ertappt“* (S.126).

Kaindl deutete hierbei darauf hin, dass die Möglichkeiten dagegen vorzugehen beschränkt sind. Feka und Zelechowski sind davon überzeugt, dass *„härtere Kontrollen und strengere*

Gesetze nur bedingt Sinn [machen]“ und bemängeln, dass es „dafür mehr als das Festhalten der Personaldaten bei polizeilichen Razzien [bedürfe]“ (S.128). Aus diesem Beispiel erschließe ich, dass durchaus strengere Maßnahmen erwünscht sind, um gegen „Schwarzarbeit“ vorzugehen, jedoch die Möglichkeiten dafür nur bedingt vorhanden sind.

Ähnlich berichteten auch andere darüber. Das Vorgehen der Polizei könnte dem/der LeserIn aufgrund solcher Darstellungen als ungenügend erscheinen. Die Demonstration der Machtlosigkeit und Unzulänglichkeit kann Misstrauen gegenüber der Politik und dem Staat erwecken und gegensätzliche Meinungen hervorrufen, wie es anhand einiger Beispiele ersichtlich werden wird.

Martens führt im Artikel der Presse ein Gespräch mit Michael Lepuschitz, dem Stadthauptmann des Polizeikommandos, an.

Aus polizeilicher Sicht hat der Arbeiterstrich nicht die oberste Priorität. Raubüberfall, Einbruchsdiebstahl, Kfz-Diebstahl – das sind Delikte, die speziell den zehnten Bezirk schwer belasten. Es ist halt alles eine Frage der Verhältnismäßigkeit. Und die Leute vom Arbeiterstrich sind mir allemal lieber als Berufseinbrecher. (Lepuschitz nach Martens, S.134)

Anhand dieses Statements wird klar, dass Michael Lepuschitz die Situation nicht als vorrangiges Problem erachtet, gegen welches vorgegangen werden muss. Mit dem Vergleich zu anderen Delikten verdeutlicht Lepuschitz jedoch auch den Status der Arbeitsuchenden, der ihnen aufgrund ihrer gesetzlichen Lage zukommt.

Einige BloggerInnen reagierten auf das Vorgehen bzw. Nicht-Vorgehen der Polizei. User „Johann Zöcheling“ beispielsweise teilt zum Bericht des Kuriers Folgendes mit:

Statt 1000 neue Polizisten sind 1000 neue Finanzpolizisten zur Bekämpfung der Schwarzarbeit angebracht. Hier könnten sich auch zur Untätigkeit verurteilte Postler nützlich machen, da sie auch die Örtlichkeit und Personen ganzer Bezirke kennen. Als Bonus-System schlage ich vor, für jeden Schwarzarbeiter einen Tag früher in die Pension. (Blog: Der Kurier, 2011)

User „avalon777“ kommentiert im Forum der Kronenzeitung:

Ich hab geglaubt ich seh nicht richtig, als ich nach Jahren auf die Triesterstraße gekommen bin. Das ist doch nicht erst seit gestern. Das gehört schon lange verboten, lauter Illegale mit großen Taschen zum Übernachten auf den Baustellen. Vor den Wahlen wird alles aufgezeigt, nachher ist es wurscht. (Blog Kronen Zeitung, 2010)

In diesen Anschauungen kommt die Verärgerung über die bestehende Arbeitsmarktsituation wie auch der Wunsch nach verstärkten Bekämpfungsmaßnahmen zum Ausdruck. Des Weiteren zeigt sich Unverständnis und Misstrauen der Politik gegenüber, die laut User „Avalon777“ ihr Augenmerk, besonders in Zeiten vor Wahlen, auf diese Problematik richtet.

„Franzall1“ ein anderer Benutzer bestärkt die zuvor geäußerte Meinung von User „avalon777“ und postet: *“Ich würd einen Autobus schicken, alle rein und ab in den Osten und Wiederschauen“* (Blog: Kronen Zeitung, 2010).

Anhand dieser Beispiele wird ersichtlich, dass die Problematik v.a. MigrantInnen zugeschrieben wird und rund um die Diskussion der Problematik rechtspopulistische Tendenzen und Fremdenfeindlichkeit verstärkt zutage treten. Ähnliche Stellungnahmen waren häufiger in den Blogs zu finden und werden mithilfe negativer medialer Beleuchtung zusätzlich verstärkt.

Die amerikanische Soziologin Saskia Sassen (1997:235) beschrieb ähnliche Tendenzen im Kontext globaler Städte (Tokio, New York, etc.). Sie stieß in ihrer Auseinandersetzung auf das Vorurteil, dass Informalität ein „importiertes Phänomen“ sei, welches von ausländischen Arbeitskräften als gewohnte Überlebensstrategie mitgebracht worden sei (ebd.). Obwohl Wien heute keine „global city“¹⁰ repräsentiert, verdeutlichen die vorangestellten Zitate ähnliche Vorstellungen. Zurückzuführen sind solche Überzeugungen vermutlich auf wirtschaftspolitische Bestrebungen wie das AuslBG, wodurch betroffene MigrantInnen vom formalen Arbeitssektor ausgeschlossen werden und daher häufig in irregulären Arbeitsverhältnissen Platz finden.

Nur wenige UserInnen sprachen sich explizit gegen härtere Strafen aus. Blogger „Chocoholic“ verbalisiert beispielsweise zum Artikel des Standards seine Befürchtungen bezüglich härterer Strafen: *„Eine härtere Verfolgung der Schwarzarbeit führt höchstens zu erhöhter Wut auf die Jäger, die in der Regel selber schon Pfuscher angeheuert haben. Jagt die Jäger wird dann die Lösung sein“* (Blog: Der Standard, 2010)

¹⁰ Wien erfüllt zwar einige Merkmale einer globalen Stadt (= Sitz vieler internationaler Organisationen und multinationaler Konzerne), doch aufgrund ihrer geringen Bedeutung für die Weltwirtschaft stellt Wien heute keine wirkliche *global city*, wie beispielsweise Tokio oder New York, dar. (vgl. Slama 2011:124)

User „Chocoholic“ drückt mit dieser Stellungnahme seine Zweifel bezüglich strengerer Sanktionen aus und meint, dass solche Maßnahmen ihren Zweck verfehlen würden. „Pfuscher“ erachtet er als ein weitverbreitetes, gesellschaftliches Phänomen. Er fürchtet im Zusammenhang mit stärkerer Verfolgung, dass Menschen vermehrt auf Gewalt zurückgreifen, da sie sich einerseits nicht gegen die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zu Wehr setzen können und wesentlich zum Erhalt des kapitalistischen Systems beitragen, jedoch andererseits gegen ihr Handeln strafrechtlich vorgegangen wird und vielen dadurch die Existenzsicherung erschwert wird.

User „Lushu Feng“ postet zum Bericht des Kuriers:

[...] irgendwie muß jeder sein Geld verdienen, wenn's einem eh schon das Weiße aus den Augen holen, sind meist eh arme Teufel, die da schwarzarbeiten gehen. Die da herumlaufen und Fangen spielen, sollte sich schämen und ihre weit überhöhten Gehälter ansehen. Ja noch schlimmer von jenen die Gehälter, welche das anordnen! Ist doch zum Kotzen! (Blog: Der Kurier, 2011)

User „Lushu Feng“ formuliert sehr deutlich sein Verständnis und Mitgefühl für irregulär Arbeitende und kritisiert dahingehend das derzeitige System und die in Österreich gegenwärtigen hohen Lohnkostenunterschiede. „Schwarzarbeit“ verbindet „Lushu Feng“ vor allem mit der Armut von Menschen. Dabei wird begreiflich, dass er Eindämmungsbestrebungen als unnötig sowie unmoralisch einschätzt. Die hohe Besteuerung seitens des Staates nennt er als Ursache, warum Menschen auf irreguläre Erwerbsmöglichkeiten zugreifen. Besonders scharf spricht sich „Lushu Feng“ gegen jene aus, deren Einkommen im Vergleich zu Durchschnittsgehältern besonders hoch ist.

Abschließend möchte ich hierzu den Standpunkt von Michael Lepuschitz, dem Stadthauptmann des Polizeikommandos, aufgreifen: *„Die Leute, die da stehen, sind keine bösen Menschen. Sie wollen Geld verdienen – und das ist bemerkenswert – mit Arbeit. Aber sie tun etwas, was verboten ist“ (Lepuschitz nach Martens, S.133).*

Aus diesem Zitat lässt sich entnehmen, dass Lepuschitz, der in seiner führenden Position als Stadthauptmann des Polizeikommandos irreguläre Erwerbstätigkeiten als gesetzeswidrig erachtet, in ein hierarchisches Wertesystem eingebunden ist, in welchem Arbeit an sich - unabhängig ob legal oder illegal - sehr hoch bewertet wird.

7.4.7. Kategorie: AnrainerInnen

In den Artikeln wird mehrfach auf die Verärgerung der AnrainerInnen über die bestehende Situation hingewiesen. Der Autor Alex Schönherr wählte beispielsweise zum Bericht der Kronen Zeitung den Titel: „Standortwechsel – Ärger über neuen Arbeiterstrich“, und vermittelt damit bereits eine negative, ablehnende Haltung (S.136).

Im Beitrag des Kuriers wird die Verunsicherung mancher AnrainerInnen erwähnt, welche aufgrund der Menschenansammlungen ausgelöst werden würde. Bloggerin „Pantharei“ bestätigt diese Annahme mit ihrem Kommentar:

Mein Arbeitsweg würde mich per Öffi¹¹ grundsätzlich beim Arbeiterstrich vorbeiführen, aber als Frau wird man angestarrt und angequatscht. Sowas brauch ich in der Früh echt nicht. Teilweise müsste man auf die Triesterstraße ausweichen oder irgendwen weg rempeln, wenn der Gehsteig voll mit Herumstehenden ist. Ich habe mir jetzt einen Umweg gesucht, finde die Zustände aber schon bedenklich ... (Blog, Der Standard, 2010)

Userin „Pantharei“ hebt hierbei hervor, dass sie sich besonders als Frau in diesem männlichen Umfeld verunsichert bzw. belästigt fühlt und dahingehend Ausweichmöglichkeiten sucht.

Im Bericht des FH-Magazins legt die Autorin Blei offen, dass die umliegenden Geschäfte die vorherrschende Situation als geschäftsschädigend erachten. Sie führt hierzu Maßnahmen an, die ergriffen wurden, um gegen die Situation anzugehen. Blei erzählt von einem Detektiv, der von der Firma *Sochor* angestellt wurde, um die Arbeitsuchenden vom Firmengelände fernzuhalten. Dazu schreibt sie:

Auf dem Gehweg dürfen die Männer ihre Dienste anbieten, doch sobald sie auch nur einen Fuß auf das Grundstück der Firma Sochor setzen, scheucht sie ein Mann zurück auf die Straße. Dieser Mann ist ebenso heruntergekommen gekleidet wie die Schwarzarbeiter und sein wirres Haar fällt ihm ständig ins Gesicht, wenn er wild gestikuliert. (S.126)

Blei lässt in ihrer Schilderung den Detektiv in einem negativen Licht erscheinen. Da sie den Herrn direkt mit den Arbeitsuchenden vergleicht, wird ebenso von den Arbeitsuchenden ein abwertendes Image entworfen.

Auch Feka und Zelechowski informieren im Artikel des Standards darüber, dass die umliegenden Geschäfte nur bedingt mit dieser Situation leben können:

¹¹„Öffi“: Kurzform für ein öffentliches Verkehrsmittel.

Der stellvertretende Filialleiter äußert zwar Verständnis für die wirtschaftlich prekäre Situation, der die Männer in ihren Heimatländern zu entkommen versuchen, aber es sei nichtsdestotrotz geschäftsschädigend. (Feka/Zelechowski, S.128)

Auch hier wird deutlich, dass Veränderung herbeigesehnt wird, jedoch nur begrenzt Möglichkeiten vorhanden sind, um etwas gegen die Problematik zu unternehmen.

7.5. Zusammenfassung

Insgesamt gaben die Zeitungsberichte ein allgemeines Bild über die Triester Straße und die dortigen Gegebenheiten wieder. Die AutorInnen stützten ihre Berichterstattung einerseits auf Beobachtungen und andererseits auf die Argumentation unterschiedlicher AkteurInnen und versuchten damit verschiedene Perspektiven widerzugeben. Einzig der Artikel der Presse stach mit überwiegend negativen Darbietungen hervor.

Es wurde zum einen die Perspektive der Arbeitsuchenden dargestellt, zum anderen aber auch die Meinungen der Anrainer, der umliegenden Geschäfte sowie der Polizei und anderer Kontrollorgane offen gelegt.

Je nachdem welche Perspektive im Mittelpunkt des Interesses stand, wurden unterschiedliche Images, Ansichten und Werte vermittelt. Entscheidend dabei war, welche Perspektive vordergründig beleuchtet wurde und welche dabei ausgeklammert blieb.

Es wurde einerseits die Ausweglosigkeit vieler Akteure problematisiert, andererseits jedoch auch der Schaden für den Staat und heimische Unternehmen sowie die Verunsicherung der AnrainerInnen hervorgehoben.

In zwei Berichten konnte ich wertende Beschreibungen erkennen, was die Akteure, sowohl die Arbeitsuchenden, die Auftraggeber als auch den Detektiv des Baumarktes in einem negativen Licht erscheinen ließen. Solche Darstellungen vergegenwärtigen den geringen gesellschaftlichen Status, der den Akteuren zugeschrieben wird und suggerieren dem/der LeserIn meiner Ansicht nach ein unbehagliches Gefühl. Stereotype und allgemein negative sowie vorurteilshafte Einstellungen zur Problematik können damit verstärkt werden, wie es auch anhand der Aussagen einiger UserInnen ersichtlich wurde.

Das AuslBG und die darauf basierenden Zugangsbeschränkungen zum österreichischen Arbeitsmarkt wurden als primäre Begründung angegeben, warum sich Akteure auf die Triester Straße begeben und dort ihre Arbeitskraft ungesichert und irregulär anbieten. Diese Arbeitsmarktzugangsbeschränkungen machen es den Betroffenen unmöglich in regulären Arbeitsverhältnissen tätig zu werden. Durch diese Darlegungen kann der Anschein erweckt

werden, dass die Problematik irregulärer Erwerbsformen nur aufgrund der MigrantInnen besteht. Vorurteile und auch Fremdenfeindlichkeit können dadurch forciert werden.

Es konnte aus den Berichten und Blogs erschlossen werden, dass irreguläre Beschäftigungen einerseits als Betrug, andererseits als Kavaliersdelikt und der sogenannte „Arbeiterstrich“ vor allem als Not der Menschen wahrgenommen werden. Die Meinungen gehen stark auseinander. Viele Menschen bringen Verständnis für irregulär Beschäftigte auf und sprechen dahingehend Zweifel bezüglich der kapitalistischen Entwicklungsprozesse aus. Diese InformantInnen lehnten härtere Kontrollen und Strafmaßnahmen ab. Andere hingegen erachten „Schwarzarbeit“ als Schädigung der heimischen Wirtschaft und in weiterer Folge für sich selbst und befürworteten ein strengeres polizeiliches Vorgehen. Diesbezüglich waren abwertende Anschauungen auffindbar und dabei auch rechtspopulistische Tendenzen zu erkennen.

Einige Benutzer hingegen betonten, dass ein irreguläres Einkommen für viele Menschen als unerlässlich gelten würde, um sich das Überleben zu sichern. Die Schuld dafür suchten viele beim Staat und der zu hohen Besteuerung. Dahingehend wurden Einkommensungleichheiten stark kritisiert. Zusammenfassend konnten Armut, Perspektiven- und Arbeitslosigkeit als Gründe herausgefiltert werden, warum sich Menschen in irreguläre Arbeitsverhältnisse begeben (müssen). Es wurde transparent, dass das derzeitige formale System vielen Menschen nur unzureichend Sicherheit bezüglich Arbeit und Einkommen gewährleistet, wodurch sie sich gezwungen sehen, ein irreguläres Arbeitsverhältnis einzugehen. Durch das staatliche Sozialsystem ergeben sich für ArbeitnehmerInnen ungleiche Bedingungen. Für jene, die in das soziale Leistungssystem eingebunden sind, gibt es eine Grundsicherung/Mindestsicherung. So kann eine irreguläre Beschäftigung dazu verhelfen ein „Zusatz Einkommen“ zu erlangen. Menschen, die aufgrund des AuslBGs einer Beschränkung zum formalen Arbeitsmarkt unterliegen, wird diese grundlegende Sicherheit zumeist verwehrt und sie besitzen nichts außer ihrer Arbeitskraft, die sie anbieten können.

Die Gründe, warum Auftraggeber auf irregulär erbrachte Leistungen zurückgreifen, wurden verstärkt in den Weblogs diskutiert. Dabei wurden die überteuerten Kosten offizieller Gewerbe und die zu hohe Besteuerung seitens des Staates artikuliert. Auch

Lohnkostenunterschiede und die staatliche Verschwendungspolitik wurden stark kritisiert. In den Berichten wurde hierzu ergänzend die Wirtschaftskrise angeführt, welche die irreguläre Wirtschaft ankurbeln kann.

Die Interaktion zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wurde als starke Ausbeutung beschrieben, da sich irregulär Arbeitende aufgrund der fehlenden arbeitsrechtlichen Bestimmungen und der Illegalität nicht gegen Auftraggeber zu Wehr setzen können. Das Vorgehen der Arbeitsuchenden wurde als aktiv beschrieben, was auf die Dringlichkeit ein Einkommen zu erzielen hindeutet. Dabei wurde das Verhalten der Arbeitsuchenden jedoch auch als aufdringlich beschrieben, was wiederum negative Vorstellungen wachrufen bzw. bereits bestehende Vorurteile verstärken kann.

In mehreren Berichten wurde angegeben, dass die Akteure sich häufig im Lohn unterbieten, was mich auf einen konkurrenzorientierten Umgang der Arbeitsuchenden untereinander schließen lässt. In den Diskussionsforen fanden sich Vorurteile bezüglich der Qualifikation der Arbeitsuchenden. Zudem wurden Lohnkostenunterschiede zwischen MigrantInnen und österreichischen StaatsbürgerInnen hervorgehoben.

Es wurde ersichtlich, welcher geringer gesellschaftlicher Status Arbeitsuchenden aus dem Ausland zugeschrieben wird und welche Geringschätzung sie für ihre Arbeit erfahren. Andere Differenzmarkierungen bezogen sich vorrangig auf die Ethnizität der Arbeitsuchenden. Rechtspopulistische Neigungen traten dabei offenkundig hervor und zeigen, dass MigrantInnen häufig die Schuld an der vorherrschenden Problematik zugeschrieben wird. Zu den prekären Bedingungen kommen demnach auch abwertende Meinungen, denen die arbeitsuchenden Männer auf der Triester Straße ausgesetzt sind.

Staatliche Bekämpfungsmaßnahmen wurden als unzureichend und die zuständigen Behörden als machtlos dargestellt und dahingehend die Verunsicherung der AnrainerInnen betont. Begründet wurde dieses Unvermögen damit, dass „Schwarzarbeit“ nur dann bestraft werden kann, wenn irreguläre Dienste während ihrer Ausführung aufgedeckt werden. Andererseits wurde auch dargelegt, dass die Situation auf der Triester Straße aus polizeilicher Sicht nicht die oberste Priorität hat. Die Demonstration der Macht- und Willenlosigkeit gegen die Problematik des „Arbeiterstrichs“ vorzugehen, kann in RezipientInnen verschiedene

Meinungen hervorrufen. Es können einerseits Ängste bezüglich der Verschlechterung der allgemeinen Arbeitskonditionen forciert werden, andererseits jedoch auch Mitgefühl und Verständnis im/in der LeserIn wachgerufen werden. Das Nicht-Eingreifen der zuständigen Behörden löst, wie es anhand einiger online geführter Diskussionen feststellbar war, Misstrauen der Politik und Ablehnung den irregulär Tätigen gegenüber aus. Auch rechtspopulistische Tendenzen können durch die Vermittlung solcher Images zusätzlich verstärkt werden.

Abschließend lässt sich anhand der Analyse der Zeitungsartikel und der Blogs zusammenfassen, dass sich der sogenannte „Arbeiterstrich“ aufgrund sozialer und ökonomischer Ungleichheit und auch disparaten Möglichkeiten an wirtschaftlicher Entwicklung teilzuhaben, bildet. Natürlich lassen sich irreguläre Beschäftigungsverhältnisse heute keineswegs auf bestimmte Orte reduzieren. Nicht alle Betroffenen versammeln sich auf der Triester Straße oder an anderen für irreguläre Beschäftigung bekannten Sammelplätzen; allerdings machen solche Plätze die vom Staat geschaffene Marginalisierung sichtbar.

Wie Menschen ohne staatliche bzw. institutionelle Sicherheit auskommen bzw. welche anderen Möglichkeiten zur sozialen Absicherung vorhanden sind, wurde in den Artikeln nicht konkretisiert. Ob unter diesen Bedingungen Vertrauen und Sicherheit entstehen kann, möchte ich in meiner Feldforschung beleuchten.

8. Feldforschung „Triester Straße“

2011 begann ich mit meiner Feldforschung auf der Triester Straße. Mein Zugang war ein ethnographischer.

Ethnographic fieldwork now turns away from theoretical discourse and to the viewpoints and concepts of the people (informants, subjects, actors, consultants) themselves. Ethnographers aim to document how the people see and talk about their everyday social activities and groupings, and the wider worlds they live in. It's their normal scenes of activity, topics of conversation and standards of evaluation that are the objects of ethnographic fieldwork. (Sanjek 2002: 196)

Nach der empirischen Datenerhebung beginnt der/die ForscherIn mit der Durchführung der Analyse sowie mit der Kontextualisierung. Dabei werden die gesammelten Daten mit theoretischen Bezügen oder anderen ähnlich erhobenen Datenmaterialien verknüpft und/oder verglichen (vgl. Sanjek, 2002:198).

8.1. Emic and etic

Die Begriffe „emisch“ und „etisch“ stammen von Kenneth Pike aus dem linguistischen Bereich und leiten sich aus den Termini „phonetisch“ und „phonemisch“ ab. Diese Begriffe werden in der Kulturanthropologie seit den 1960er Jahren verwendet (vgl. Barnard 2002:180).

An etic model is one which is based on criteria from outside a particular culture. An emic model is one which explains the ideology or behavior of members of a culture according to indigenous definitions. (Barnard 2002:180)

Lange Zeit wurde über die Verwendung dieser beiden Begriffe debattiert. Pike meinte hierzu: „The emic structure of a particular system must, I hold, be discovered“ (Pike, 1967:38). Barnard ist hierbei ähnlicher Überzeugung: „Analysis, even emic analysis, is the job of the observer“ (Barnard, 2002: 182).

Nur durch eine emische Perspektive wird es möglich, „die Weltsicht der Beobachteten so wiederzugeben, wie diese selbst sie als real empfinden. Mit Hilfe des emischen Ansatzes versuchen Ethnologen, die Kategorien und Regeln zu erforschen, die man kennen muss, wenn man wie ein Angehöriger der entsprechenden Kultur denken und handeln will“ (Harris 1989:27).

Aus ethischer Sicht einer Ethnologin erfasste ich in meiner Feldforschung auch Kategorien, die mir sinnvoll und angemessen erschienen um die Bedingungen, mit denen irregulär erwerbstätiger Personen konfrontiert sind, darzustellen. Da diese Kategorien Ergebnisse einer von mir als Outsiderin durchgeführten Untersuchung sind, spiegeln diese eine ethische Perspektive von mir als Forscherin wieder.

8.2. Herangehensweise

Ich suchte den bekannten Sammelplatz auf der Triester Straße über mehrere Monate hinweg immer wieder auf, um so Einblick in den Alltag der Männer zu bekommen, die auf der Straße irregulär, ungesichert und ungeschützt ihre Arbeitskraft anbieten. Mein Ziel dabei war es die Arbeits- und Lebenssituation der Arbeitsuchenden zu erleben und zu beleuchten wie diese selbst ihre Situation wahrnehmen. Gründe, Motive und Auslöser warum sich Menschen in diese prekäre Situation begeben (müssen), versuchte ich im Rahmen meiner Forschung zu thematisieren. Probleme, Schwierigkeiten und Ängste, die sich im Zusammenhang mit der Ausübung einer irregulären Beschäftigung in Österreich ergeben, sowie auch Hoffnungen und Zukunftspläne stellte ich ins Zentrum meines Interesses.

In den Monaten Jänner bis Mai 2011 fuhr ich regelmäßig zur Triester Straße. Ich plante meine Aufenthalte an unterschiedlichen Wochentagen, von Montag bis Sonntag, zu verschiedenen Tagesabschnitten.

Ein wesentlicher Teil meiner Forschung bestand aus „Teilnehmender Beobachtung“. Ich versuchte dabei verschiedenste Situationen in Form von Erinnerungsprotokollen¹² festzuhalten und schrieb Eindrücke und Memos akribisch in einem Feldforschungstagebuch nieder.

Nach einigen Aufenthalten, die ausschließlich der Beobachtung der Situation gewidmet waren, versuchte ich Kontakt mit den dort wartenden Männern herzustellen. Viele kürzere und wenige längere informelle Gespräche kamen dabei zustande und gewährten mir Einblick wie auch Zugang zum Lebens- und Arbeitsalltag von Menschen, deren „Arbeitsplatz“ sich auf

¹² Erinnerungsprotokolle werden in der weiteren Arbeit mit dem Kürzel „EP“ dargestellt.

der Straße befindet. Zumeist waren es Gruppengespräche, die sich aus verschiedenen Situationen heraus ergaben. Die Mehrheit der Gespräche fand völlig anonym statt. Von vielen InformantInnen sind mir Namen, Herkunft und Alter unbekannt. Formelle Interviews, die ich mit einem Diktiergerät festhalten wollte, kamen in diesem Forschungsrahmen nicht zustande.

Da sich JournalistInnen ähnlich wie ich als „OutsiderInnen“¹³ zur Triester Straße begaben um die Situation zu beobachten und zu erfragen, können deren Schilderungen als empirische Erfahrungsberichte erachtet werden. Den Unterschied zwischen den Zeitungsberichten und meiner eigenen Forschung sehe ich in der Intention und der Zielsetzung meiner empirischen Erhebung. Die vorangestellte Zeitungsartikelanalyse kann als Grundlage und zum Teil auch als Ergänzung meiner eigenen Feldforschung verstanden werden. Viele Aspekte nahm ich ähnlich wahr, wie sie in den Berichten dargelegt wurden, jedoch fanden sich auch Unterschiede, auf die ich dann gegebenenfalls hinweisen werde.

8.3. Probleme, Zweifel und Schwierigkeiten

Die Triester Straße war mir vor meiner Diplomarbeit nur aus Erzählungen und Zeitungsberichten bekannt. Als ich begann meine Feldforschung in diesem Rahmen durchzuführen, war ich anfänglich aufgrund verschiedener Aspekte verunsichert.

8.3.1. Illegalität

Der „Arbeiterstrich“ befindet sich auf einer öffentlichen Straße und die Situation der Arbeitsuchenden ist allgemein bekannt. Wie bereits angesprochen, basiert die Problematik irregulärer Beschäftigungen auf der Illegalität, die der Thematik zugrunde liegt. Dies erschwerte mir den Zugang zu meinem Forschungsfeld. Da irreguläre Beschäftigungsverhältnisse strafrechtlich in Österreich verfolgt werden, werden Informationen nur unter „vorgehaltener Hand“ weitergegeben. Nur Vertrauen und die Gewissheit darüber, dass keine Sanktionen oder Probleme durch „das Sprechen über die eigene Situation“ folgen werden, ermöglichten mir einen Zugang zu Menschen, die ihre

¹³ Für nähere Erläuterung siehe Kapitel 8.3.2. (Positionierung)

Arbeitskraft irregulär verkaufen (müssen). Auch der Kontakt zu Angestellten der umliegenden Geschäfte geschah nur unter Vorbehalt, wie es in meiner Kontaktaufnahme ersichtlich werden wird. Zudem ist anzumerken, dass die Namen aller meiner Gesprächspartner anonymisiert wurden, um keine eventuellen Rückschlüsse zu ermöglichen.

8.3.2. Positionierung

Mein Forschungsfeld bezieht sich auf einen öffentlichen Raum, der ausschließlich männlich besetzt ist. Als Forscherin werde ich dadurch als „OutsiderIn“ positioniert und zu Beginn meines Vorhabens hatte ich große Zweifel, inwiefern ich überhaupt Zugang zum Feld finden werde. Meine ersten Besuche (Anfang Jänner 2011) gestalteten sich sehr zögerlich. Ich überlegte mir verschiedene Strategien, um mich meinem Forschungsfeld zu nähern. Diese werden im Kapitel 8.5. (Forschungsprozess) veranschaulicht. Es ergaben sich dabei zum einen Schwierigkeiten, zum anderen auch Möglichkeiten, Kontakte sowie Situationen herbeizuführen.

Meine Position als Frau wurde mir anhand verschiedener Situationen bewusst (gemacht) und soll auch in einigen Beispielen verdeutlicht werden. Sowohl mein eigenes Handeln als auch die Wahrnehmung der Akteure muss diesbezüglich ständig reflektiert werden.

8.3.3. Voreingenommenheit (Bias) und Emotionen

Die Voreingenommenheit ist ein unumgängliches Problem im Forschungsfeld. Kein Mensch ist ohne Vorurteile und jeder Mensch hat je nach kulturellem Hintergrund eigene Vorstellungen und Anschauungen zur und über die Welt. Aspekte, mit denen man sich vorher beschäftigt hat und zu denen man sich vorher Forschungsfragen erarbeitet hat, werden häufig als besonders relevant erachtet. Jedoch kann es während der Feldforschung zu Überraschungen kommen, die ebenfalls zu wichtigen und interessanten Anknüpfungspunkten werden können.

Was sich im Rahmen meiner Forschung als schwierig erwies, war, Emotionen auszublenden. Sowohl der Zugang zum Forschungsfeld als auch Gesprächssituationen wurden von den

Gemütsbewegungen meiner InformantInnen sowie von meinen eigenen Gefühlen bestimmt und strukturiert. Begegnungen und Gespräche nahm ich aufgrund der prekären Begebenheiten als aufwühlend und erschütternd wahr. Es ist nicht möglich diese in einem wissenschaftlichen Rahmen permanent auszuklammern.

8.4. Problemzentriertes Interview

Für die informellen Gespräche entschied ich mich problemzentriert vorzugehen. Ein Interview in solcher Form ist eine halbstrukturierte Befragung und wird durch einen im Vorhinein erstellten Leitfaden gegliedert, was ein offenes Gespräch ermöglicht. Die gestellten Fragen können in drei Bereiche gegliedert werden:

- Sondierungsfragen
- Leitfadenfragen
- Ad-hoc-Fragen

Die Sondierungsfragen dienen zum Einstieg in ein Gespräch. Allgemeine Fragen zur Person und zum Thema sollten die Situation auflockern und entspannen. Der Hauptteil des Interviews sollte aus den kontextuell bedingten Fragen bestehen, die sich auf die jeweilige Fragestellung beziehen, um möglichst viele Informationen zum gewünschten Thema zu erhalten. Diese Fragen sollten schon im Vorfeld erarbeitet und formuliert werden bzw. auch gegliedert sein, um dem gesamten Gespräch eine Struktur zu geben. Abschließend oder auch während des Interviews können Ad-Hoc Fragen spontan oder vorbereitet gestellt werden. Sie können themenbezogen sehr unterstützend wirken. Es ist das Ziel die Gesprächssituation so angenehm wie möglich zu gestalten und vielleicht neue Anregungen und versteckte Informationen zu erhalten. Mithilfe der Zeitungsartikelanalyse erstellte ich einen Interviewleitfaden aus verschiedenen Schwerpunkten, die sich beispielsweise mit den Gründen, die eigene Heimat zu verlassen und eine Beschäftigung in Österreich irregulär auszuüben, beschäftigten. Qualifikation, Tätigkeiten, Lohn, soziale Beziehungen sowie Probleme und Ängste stellten für mich wesentliche Aspekte dar, die ich zu thematisieren versuchte.

8.5. Forschungsprozess

8.5.1. Annäherung zum Forschungsfeld „Triester Straße“

Meine ersten Besuche (Anfang Jänner 2011) gestalteten sich sehr zögerlich. Anfänglich fuhr ich einige Male zum Baumarkt und zur Tankstelle, um mit der Situation vertraut zu werden. Ich fuhr mehrmals alleine hin, jedoch bat ich öfters Freunde und Bekannte mich zu begleiten. Oft fühlte ich mich wie eine „verdeckte Ermittlerin“, jedoch war es mir in vielen Situationen kaum möglich anders vorzugehen.

Aus den Zeitungsartikeln entnahm ich, dass die Triester Straße früh am Morgen zwischen 6 Uhr und 10 Uhr am stärksten frequentiert ist. Aus diesem Grund besuchte ich die Triester Straße auch vorrangig morgens. Der Baumarkt öffnet bereits um 7 Uhr und ich versuchte zu Beginn möglichst genau zur Öffnungszeit dort zu sein. Je nachdem, ob ich ein Auto zur Verfügung hatte, fuhr ich schon etwas früher los und hielt mich eine Zeit lang bei der Tankstelle auf. Ich verhielt mich vorerst eher zurückhaltend und unscheinbar. Wie eine Passantin besuchte ich anfänglich diesen Ort - vormittags wie auch nachmittags - und versuchte erste Eindrücke von den dortigen Gegebenheiten zu sammeln.

An Nachmittagen, so war es auch meine Erfahrung, waren weniger arbeitssuchende Männer anzutreffen, jedoch hatte ich am Nachmittag eher die Gelegenheit, längere Gespräche mit Arbeitsuchenden zu führen, da die Aussichten auf Arbeit geringer waren, je später es wurde.

8.5.2. Allgemeine Eindrücke

Ähnlich wie in den Zeitungsartikeln berichtet, sah auch ich bei meinen ersten Aufenthalten mehrere Männer, die entweder allein oder in Gruppen beieinander standen. Woher die Akteure kommen und inwiefern sie ihre Dienste irregulär anbieten, kann anhand von Beobachtungen nicht erschlossen werden. Die äußerliche Erscheinung lässt keine Rückschlüsse auf die Herkunft der Männer zu und auch die Art und Weise der Ausführung einer Tätigkeit kann daran nicht fest gemacht werden.

Die Männer stehen auf den Gehwegen und Parkplätzen der umliegenden Geschäfte. Manchmal waren es mehr, manchmal weniger. Ähnlich wie in den Zeitungsberichten zeigen

auch meine eigenen Beobachtungen diesbezüglich sehr unterschiedliche Ergebnisse. Manchmal waren es nur zehn Männer, die dort wartend anzutreffen waren, an anderen Tagen waren es weit über 100 Wartende, die sich dort versammelten.

Manche gingen die Straße auf und ab, manche standen beieinander und unterhielten sich. Wenige hielten sich allein, gesondert von den anderen, schweigend dort auf. Einige saßen auf dem kleinen Rasenstück, welches sich vor dem Baumarktgelände befindet, während andere hingegen direkt an der Kreuzung standen und mit Handgesten auf sich aufmerksam machten.

Manche Akteure hatten große Taschen oder Rucksäcke bei sich, andere hingegen schienen nichts mit sich zu tragen. Manche waren in Arbeitskleidung zu sehen, andere in Alltagskleidung. Da es jahreszeitgemäß im Jänner relativ kalt war, waren die meisten entsprechend warm bekleidet. Ein paar wenige sah ich, die meiner Ansicht nach zu leicht für diese Jahreszeit gekleidet waren. Die Kälte war vielen anzusehen. Man rieb sich die Hände oder versuchte sich immer wieder durch Bewegung etwas Wärme zu verschaffen. Gelegentlich beobachtete ich, dass die Männer das Café/Restaurant *Ramada* aufsuchten, um sich, wie ich es im Laufe meiner Forschung erfuhr, zu stärken und aufzuwärmen. Gelegentlich begegneten mir Männer, die zuvor noch auf der Straße standen im Baumarkt beim Einkaufen und in den Shops der Tankstellen. Es war auch interessant mit den Angestellten der umliegenden Geschäfte über die vorherrschende Situation und ihre Eindrücke zu sprechen, da ich so Fremdbilder, mit denen Arbeitsuchende täglich konfrontiert sind, erfahren konnte (EP, Jänner und Februar 2011).

8.5.3. Kontaktaufnahme

Gleich nach meinen ersten Besuchen versuchte ich, wie bereits erwähnt, Kontakt zu den Arbeitssuchenden sowie zu den umliegenden Geschäften aufzunehmen. Ich wollte möglichst alle Beteiligten über mich als Forscherin und mein Vorhaben informieren, was sich aufgrund diverser Aspekte nicht immer als einfach erwies und in gewissen Situationen gar nicht möglich war.

8.5.3.1. Café /Restaurant Ramada

Bei meinen ersten Besuchen beschloss ich ins Café *Ramada* einzukehren. Dieses hat von 6 Uhr morgens bis 4 Uhr nachts geöffnet und bietet sowohl warme als auch kalte Speisen an. Das Lokal erwies sich zu Beginn und während meiner Forschung als gut geeigneter Standort, um Situationen einerseits beobachten zu können und mich andererseits mit Arbeitssuchenden vertrauter zu unterhalten. Es befindet sich direkt gegenüber des Baumarktes und einer Tankstelle und ermöglichte mir einen guten Blick auf den Sammelplatz der arbeitssuchenden Männer.

Als ich das Lokal das erste Mal betrat, nutzte ich zugleich die Gelegenheit dem Kellner mein Vorhaben zu schildern. Als der Wirt (wie ich später erfuhr) mir meine Bestellung servierte, erklärte ich ihm mein Ziel und die prekären Bedingungen, die ein Arbeitsplatz auf der Straße mit sich bringt sowie die Probleme, die sich durch eine irreguläre Beschäftigung ergeben. Ich versicherte ihm mehrmals, dass aufgrund meiner Anwesenheit keine Sanktionen folgen werden und bat ihn um Informationen zur Situation.

Er setzte sich zu mir und verdeutlichte mir damit sein Interesse an meinem Vorhaben. Jedoch wich er konkreten Fragen eher aus und versuchte mich davon zu überzeugen, dass er niemanden kenne, der „schwarz“ bzw. irregulär arbeiten würde. *„Du kannst gern öfter hierher kommen und schauen, vielleicht kannst so was erfahren, aber ich selbst kenne niemanden, der schwarz arbeitet“ (EP, Jänner 2011).*

Anhand dieses Gesprächs wird ersichtlich, dass Informationen aufgrund der Illegalität, die der Problematik zugrunde liegt, nicht ohne Vorbehalt und Vertrauen weitergegeben werden. Die

arbeitsuchenden Männer sind Gäste des Cafés und der Wirt profitiert klarerweise von ihren Besuchen. Da mit dem Sprechen über irreguläre Arbeitsverhältnisse immerzu Zweifel und Schwierigkeiten verbunden werden, kann hierbei das Nicht-Bescheid-Wissen als Selbstschutz verstanden werden.

Der Wirt wie auch die Angestellten gaben mir während meiner gesamten Forschung kaum Auskünfte, jedoch waren sie durchaus damit einverstanden, dass ich gelegentlich Beobachtungen vom Lokal aus durchführte und ermöglichten mir so einen Zugang zum Forschungsfeld. Gleich zu Beginn teilte mir der Inhaber mit, dass er es unangenehm fände, wenn ich Gäste im Lokal anspreche und riet mir meine Kontakte eher außerhalb des Lokals aufzubauen. Wie ich jedoch in späteren Gesprächen erfuhr, erzählte der Wirt einigen Arbeitssuchenden von mir und meinem Vorhaben und unterstützte mich demnach indirekt oder warnte andere vor mir (EP, Jänner 2011). Ich hielt mich während meiner Feldforschung öfters im Lokal auf. Drei längere Gespräche (mit Sorin, Jarek und Anjo) fanden dort statt.

8.5.3.2. Umliegende Geschäfte: Tankstellen und Baumärkte

In den anderen umliegenden Geschäften gestaltete sich der Zugang wie folgt: Als ich die Baumärkte und die Tankstellen aufsuchte, um mit den Angestellten über die Problematik der Arbeitsuchenden zu sprechen, waren diese sehr offen und bereitwillig mir Fragen bezüglich der vorherrschenden Situation zu beantworten. Dabei wurden vorrangig persönliche Anschauungen geäußert. Informationen bezüglich der Bekämpfungsmaßnahmen der umliegenden Geschäfte, wurden wenn, dann nur unter Vorbehalt weiter gegeben.

Ich sprach mit einer Angestellten der *BP* Tankstelle und einem Angestellten der *OMV* Tankstelle, die beide bereit waren, mir ihre Sichtweise zu erklären. Frau S., Angestellte der *BP* Tankstelle, sagte beispielsweise: „*Firmenpolitisch darf ich nichts sagen! Aber wenn du meine persönliche Meinung hören willst, ist das kein Problem. Ich sehe die Leute da draußen den ganzen Tag, wenn ich arbeite, da kann ich schon einiges erzählen*“ (EP, Februar 2011, Frau S.).

Im *OBI* Baumarkt erklärten sich zwei Mitarbeiter zur Beantwortung einiger Fragen bereit und schilderten mir ihre persönliche Wahrnehmung zur Situation der Arbeitsuchenden.

Aus den Zeitungsberichten entnahm ich, dass die Firma *OBI* vor längerer Zeit einen Detektiv und Sicherheits-Personal eingestellt hatte, um die Arbeiter vom Firmengelände fern zu halten. Auch diese Akteure versuchte ich zur Situation sowie nach den Maßnahmen, gegen die Problematik vorzugehen, zu befragen. Jedoch war es dem Security, wie es auf seiner Uniform zu lesen war, nicht gestattet mir Auskünfte über seinen Aufgabenbereich zu geben. Als ich ihn nach seinen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen fragte, und ein kurzes Gespräch am Parkplatz des Firmengeländes zustande kam, wurde dieses sofort unterbunden. Der stellvertretende Filialleiter kam auf den Parkplatz gelaufen und unterbrach das Gespräch nach circa fünf Minuten. Als ich ihn nach einer offiziellen Auskunft zum „Arbeiterstrich“ bat, teilte er mir Folgendes mit:

Die Firma OBI ist nicht bereit Auskünfte bezüglich des Arbeiterstrichs zu geben. Die Leute da draußen haben mit uns nichts zu tun. Wir hatten schon ein- zweimal jemanden von der Zeitung hier und immer wieder, wurden Sachen verdreht oder falsch ausgelegt. Das können wir nicht gebrauchen. (EP, Februar 2011)

Der Filialleiter wies den Security scharf zurecht und verbot ihm, sich mit mir zu unterhalten. Aufgrund dessen war es mir kaum möglich weitere Informationen zu bekommen, weshalb ich mich in späteren Teilen der Arbeit vorrangig darauf beziehe, was in den Zeitungsberichten erwähnt wurde.

8.5.3.3. Arbeitsuchende

Der Zugang zu den Arbeitsuchenden gestaltete sich aufgrund diverser Aspekte sehr schwierig.

Bei direkten Kontaktaufnahmen dachten Männer immer wieder, ich wäre da, um einen Arbeitsauftrag auszumachen. In solchen Momenten kamen, ähnlich wie in Zeitungen berichtet, viele näher zu mir heran und versuchten mir verschiedenste Dienste anzubieten. Ich sammelte hierbei persönliche Eindrücke davon, wie sich die Arbeitssuche aus der Perspektive eines Auftraggebers gestaltet und wie der Umgang der Männer untereinander während dieser Verhandlungen aussieht.

In meinen Bemühungen, den Männern mein Vorhaben zu erklären, stellten meine mangelnden Sprachkenntnisse ein großes Hindernis dar. Nicht immer war es mir möglich mich mit den wartenden Männern zu verständigen. Ähnlich wie in den Zeitungsartikeln beschrieben, treffen

sich auf der Triester Straße Menschen disparater Herkunft. Während meiner Forschung traf ich auf Personen aus Rumänien, Bulgarien, Tschechien, Polen, Ungarn, Ukraine, Russland und auch Italien.

Die Männer tauschen sich untereinander, wie Martens im Bericht der Presse beschreibt, in einem Gemisch vieler Sprachen aus und ähnlich gestaltete sich auch die Kommunikation mit mir. In einem Durcheinander aus Deutsch, Englisch und Körpersprache, versuchte ich immer wieder Kontakte zu knüpfen und mein Vorhaben zu erklären.

Sowohl diese Sprachbarrieren wie auch die Tatsache, dass es sich um etwas „gesetzlich Strafbares“ handelt, erschwerten meine Forschung sehr, denn ohne mich verständigen zu können, war es mir in solchen Momenten kaum möglich Vertrauen zu schaffen. Viele der geführten Gespräche waren sehr kurz und oftmals wichen Informanten meinen Fragen aus oder registrierten diese erst gar nicht. Viele Auskünfte bezogen sich nur auf oberflächliche Aspekte. Persönliche Eindrücke bekam ich nur von wenigen Gesprächspartnern.

In den Konversationen mit den Wartenden begegneten mir Zweifel, Ängste, Skepsis, Ablehnung aber auch Interesse, Hoffnung und Vertrauen. Immer wieder musste ich bei neuen Kontaktsituationen meinen Gesprächspartnern versichern, dass ich ihnen keinen Schaden zufügen, sondern die Bedingungen ihres Arbeitsplatzes, sowie Gründe, Probleme und Ähnliches aufzeigen möchte, umso ein besseres Konfliktverständnis im Allgemeinen zu schaffen.

Die arbeitssuchenden Männer bezeichnen sich selbst nicht als „Schwarzarbeiter“ oder „Pfuscher“, wie sie von Außenstehenden oft auch genannt werden. Die Begriffe sind ihnen zwar durchaus bekannt, aber sie werden nicht verwendet und auch nur ungern gehört. Sie bezeichnen sich selbst, wenn man sie danach fragt, als Tagelöhner und beziehen sich vor allem darauf, dass ihre Arbeitsaufträge zumeist von kurzer Dauer sind und sie am Ende jedes Arbeitstages ihren Lohn erhalten.

Bei einem meiner Aufenthalte lernte ich Sorin kennen. Die Bekanntschaft zu Sorin war eine der wesentlichsten im Rahmen meiner Feldforschung und soll im Folgenden auch etwas genauer beleuchtet werden, um meinen Forschungsprozess präziser zu veranschaulichen.

Sorin kommt aus Rumänien und ist 35 Jahre alt. Er spricht sehr gut Deutsch, was daran liegt, dass er früher schon zwei Jahre in Österreich gelebt hat (EP, Jänner 2011). Ich sprach mit ihm über verschiedenste Dinge und beantwortete ihm vorerst viele Fragen über mich selbst. Ich konnte ihm alles über meine Diplomarbeit und mein Vorhaben erklären und so wurde es mir möglich eine vertraute Basis schaffen. Er war anfänglich etwas verunsichert, wie er mir später verriet, doch erklärte er sich bereit, mir während einer Tasse Kaffee (im Café *Ramada*) einige Eindrücke zu vermitteln. Sorin war an dem Tag, als ich ihn kennen lernte, mit zwei Freunden - Marian (31 Jahre alt) und Petre (29 Jahre alt) - dort, die ebenfalls aus Rumänien kommen (EP, Jänner 2011). Marian und Petre sind Brüder und kamen über Sorin nach Wien. Auch die beiden traf ich während meiner Forschung öfters.

Sorin unterstützte mich während meiner gesamten Forschung und mit seiner Hilfe wurde es mir möglich mich einige Male über mehrere Stunden auf der Triester Straße aufzuhalten. Durch ihn hatte ich die Gelegenheit ein paar der dort anzutreffenden Arbeitsuchenden kennen zu lernen und auch Beobachtungen durchzuführen.

Immer wieder erklärte Sorin sich dazu bereit, Fragen an andere weiter zu leiten und übersetzte mir vieles. Sorin war für mich in dieser Situation also nicht nur Informant sondern auch Vermittler und Übersetzer. Er sprach nicht nur Rumänisch und Deutsch, sondern konnte sich auch mit Männern anderer Herkunft gut verständigen. Er konnte etliche Floskeln in Tschechisch und Bulgarisch und obwohl er selbst kein Italienisch spricht, wie er erklärte, kann er doch einiges gut verstehen (EP, Jänner 2011).

Sorin wurde zu einem entscheidenden „gate-keeper“ und informierte des Öfteren andere Arbeitsuchende über mich. Allerdings sprach es sich auch schnell herum, wer ich bin. Sehr konträre Reaktionen kamen dabei zum Ausdruck.

Sorin sagte einmal zu mir: „*Die Männer sind erstaunt, was du da machst, aber sie haben nichts dagegen, wenn du hier bei mir bist*“ (EP, Jänner, 2011).

Manche sprachen mich direkt an und versuchten sich selbst Gewissheit über mich zu verschaffen, andere hingegen hielten große Distanz zu mir.

„Bist du Reporter? Oder Polizei? Was willst du wissen? Warum?“ Solche Bedenken begegneten mir bei Kontaktaufnahmen oft und zeigten, dass die Männer über ihre gesetzlich strafbare Lage Bescheid wissen und dass Zweifel die gesamte Kontaktsituation strukturierten. Über polizeiliche Maßnahmen werde ich in späteren Teilen der Arbeit Genaueres schildern. Ich versuchte immer wieder meine Anwesenheit zu rechtfertigen und zu erklären, worum es mir geht.

Mehrere Male kam es zu der Frage, ob ich Ihnen helfen könne ihre Situation zu verändern. Solche Erkundigungen waren zumeist sehr emotional und spiegelten die Verzweiflung vieler dort anzutreffender Männer wider. Veranlasst dadurch kontaktierte ich erneut die Wirtschaftskammer Wien um nach Möglichkeiten und Lösungsvorschlägen für die dort Arbeitsuchenden zu recherchieren. Als ich mich bezüglich der Umstände des „Arbeiterstrichs“ auf der Triester Straße erkundigte, erwiderte Lackenbacher im Namen der Wiener Wirtschaftskammer Folgendes:

Die Situation auf der Triester Straße im Bereich des OBI und Bauwelt Sochor Parkplatzes ist den Behörden und politischen Parteien seit einigen Jahren bekannt. Auch die Medien berichten mehrfach darüber. [...] Um eine menschenwürdige Lösung zu finden hat die WKW die Problematik der Arbeitsuchenden auf der Triester Straße wiederholt an die zuständigen Behörden herangetragen. (EP, Februar, 2011, Lackenbacher)

Die prekäre Situation ist zwar allgemein bekannt, jedoch wird die Problematik meiner Ansicht nach zwischen den zuständigen Behörden nur hin und her geschoben. Lösungsvorschläge oder Möglichkeiten für die Arbeitsuchenden die Situation zu ändern, wurden in Gesprächen und Anfragen mit Zuständigen nicht thematisiert. Auf meine Hinterfragung, wie es denn sein kann, dass Menschen zwar eine Aufenthaltsgenehmigung, jedoch keine Arbeitserlaubnis oder -bewilligung in Österreich bekommen, wich Lackenbacher während eines Telefonats aus, und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung. Er sprach von Studierenden aus dem Ausland, denen ein Aufenthalt in Österreich bewilligt, jedoch keine Arbeitserlaubnis erteilt wird. Die Situation der Arbeitsuchenden auf der Triester Straße blieb jedoch weitgehend ausgeklammert (EP, Februar 2011). Auch in meinem Fragebogen, den ich an verschiedene Behörden hinausschickte, erhielt ich diesbezüglich keine konkrete Antwort und wurde nur auf die jeweiligen Internethomepages verwiesen.

Auf der Homepage des AMS war zum AuslBG Folgendes zu lesen:

[Das Ausländerbeschäftigungsgesetz] schützt zum einen den österreichischen Arbeitsmarkt vor einem unkontrollierten Zugang ausländischer Arbeitskräfte, zum anderen schützt es ausländische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen vor einer Benachteiligung auf dem inländischen Arbeitsmarkt. (AMS [2], 2012)

Die prekäre Lage der Arbeitsuchenden auf der Triester Straße wird auf diesen Seiten jedoch nicht weiter präzisiert. Aus diesem Grund konnte ich den Männern in solchen Situationen nur mein Mitgefühl entgegen bringen. Bei anderen Anfragen, Unklarheiten und Bitten versuchte ich ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, wodurch sicherlich auch Vertrauen mir gegenüber entstand.

Die Begegnungen mit den Arbeitsuchenden waren sehr unterschiedlich. Einige fanden mein Vorhaben gut und teilten mir dies direkt oder indirekt mit. Ein älterer Herr kam beispielsweise einmal auf mich zu, klopfte mir mit der Handfläche auf meine Schulter und meinte Folgendes: *„Den meisten Leuten ist es egal, wie es uns hier geht. Die wollen nur ihre Arbeiten billig erledigen lassen und sprechen kaum ein Wort mit dir. Da ist es gut zu sehn, dass es jemanden gibt, der sich dafür interessiert, was hier geschieht“* (EP, Februar 2011, Name unbekannt).

Andere hingegen lehnten meine Anwesenheit ab. Obwohl ich mehreren bereits öfters begegnet war, blieb mein Verhältnis zu vielen sehr distanziert. Manche begannen mich nach zahlreichen Aufenthalten zu begrüßen, waren jedoch weiterhin nicht bereit sich mit mir auszutauschen.

Die Interaktion zwischen potentiellen Auftraggebern und Arbeitsuchenden konnte ich prinzipiell nur aus der Ferne beobachten, da ich potentielle Kunden mit meiner Anwesenheit verschreckt bzw. von ihrem Vorhaben abgehalten hätte.

Sorin sprach mich darauf an und sagte zu mir: *„Es ist ok, wenn du da bist, aber Leute kommen nicht heran, weil die wissen nicht, was du da zu suchen hast“* (EP, Jänner 2011, Sorin).

Grund dafür ist, dass die Befürchtung erwischt zu werden, stets präsent ist. Bei jedem meiner Aufenthalte, unabhängig davon wie lange diese andauerten, war die polizeiliche Präsenz sehr hoch und dementsprechend zeigt sich die Angst vor Strafen im Handeln der Akteure. Polizeiliche Kontrollen erlebte ich im Rahmen meiner Forschung nicht, jedoch teilten mir

meine Gesprächspartner einiges darüber mit und auch in Zeitungsartikeln wurde dazu berichtet.

Da ich nun als Frau in diesem Rahmen als „Fremde“ verortet wurde, musste ich mir etwas einfallen lassen, um nicht die gesamte Situation zu beeinträchtigen. Um zu zeigen wie sich meine Anwesenheit auswirkte, möchte ich hierzu eine meiner Beobachtungen wiedergeben. Es wird hierbei bereits ersichtlich, wie sich Arbeitsvereinbarungen gestalten können.

Ich stand am Parkplatz des *OBI* Baumarkts und versuchte die Situation zu überblicken. Ein Mann in Arbeitskleidung kam mehrmals an mir vorbei. Er beobachtete mich lange und schien verunsichert zu sein. Er steuerte auf eine Gruppe von Männern zu, drehte sich um und blickte zu mir. Er kehrte um und schüttelte seinen Kopf. Er blieb ein paar Minuten stehen. Dann ging er in den Baumarkt hinein. Als er an mir vorbeikam, warf er mir einen skeptischen Blick zu. Als er den Baumarkt verließ, verstaute er seinen Einkauf in seinem PKW-Bus. Er drehte sich mehrmals um. Sein Blick wandte sich regelmäßig zu mir. Ich gab vor zu telefonieren und ging vor dem Eingang des Baumarktes hin und her. Er kratzte sich am Kopf und schien zu überlegen. Er sah zu der Gruppe von Männern, die direkt an der Kreuzung auf einem kleinen Wiesenstück beisammen saßen. Einige der Männer standen und hielten ihre Hand hinaus, umso auf sich und ihre „Verfügbarkeit“ aufmerksam zu machen. Dabei streckten sie entweder nur den Daumen nach oben (Tramper-Symbolik) oder winkten mit der gesamten Hand den vorbeifahrenden Autos zu.

Der Mann blickte immer wieder um sich. Auch den Security hatte er ständig im Blick. Er stieg in sein Auto und fuhr auf die Straße hinaus. Bei der Kreuzung blieb er stehen. Die Ampel an der Kreuzung wechselte gerade auf Rot. Das Fenster des Beifahrersitzes war geöffnet. Er deutete mit der Hand aus dem Auto hinaus. Zwei Männer kamen schnell ans geöffnete Fenster heran. Was dabei ausgehandelt wurde, konnte ich nicht erkennen. Einer der Arbeiter nickte. Der andere drehte sich um, und deutete auf einen Kollegen. Danach fuhr das Auto über die Kreuzung. Die zwei Männer gingen in Richtung *OMV* Tankstelle. Ich sah wie der Fahrer zur Tankstelle einbog. Dort stiegen die zwei Männer dann zu und fuhren mit dem Mann, den ich als Auftraggeber einschätzte, davon (EP, Jänner 2011).

Ich vermute, dass meine Anwesenheit der Grund war, dass der vermeintliche Auftraggeber nicht zu den Männern hingegangen war, sondern die Vereinbarung vom Auto aus stattgefunden hatte und die Männer auch erst bei der Tankstelle zugestiegen waren.

Ich stellte mich bei meinen Beobachtungsversuchen zumeist ins Abseits. Das Café *Ramada* wie auch die Tankstellen boten gute Möglichkeiten Situationen zu beobachten, ohne dass ich dabei auffiel.

Einmal forderte Sorin mich auf, mich etwas mehr zurück zu ziehen, da die Situation aufgrund meiner Anwesenheit zunehmend unruhiger wurde. Sorin meinte: *„Manche sind etwas aufgebracht. Weil die glauben, dass wegen dir keiner kommt. Es ist besser du gehst ins Ramada oder fährst heute nach Hause“* (EP, Februar 2011). Meine Anwesenheit wurde demnach als „geschäftsschädigend“ wahrgenommen. Nach dieser Erfahrung ließ ich drei Wochen vergehen, bis ich erneut zur Triester Straße fuhr.

Der Sammelplatz auf der Triester Straße stellt ein dynamisches Feld dar. Sorin wie auch andere mir bereits Bekannte, waren aufgrund einer gefundenen Arbeit nicht immer anwesend. Hinzu kommt, dass stets neue Arbeitsuchende anzutreffen waren. Aus diesem Grund musste ich oft erneut versuchen an die arbeitssuchenden Männer heranzugehen, um ihnen meine Situation bzw. Position zu erklären.

Manchmal versuchte ich mich alleine hinzusetzen, wie ich es auch bei anderen bemerkte und verhielt mich still und schweigend. Diese Situationen waren befremdlich und unbehaglich, jedoch konnte ich nur so den Alltag der dort Wartenden miterleben.

Im Rahmen meiner Forschung ergab sich nie die Möglichkeit bei einem Auftrag dabei zu sein, aber über Erzählungen erfuhr ich einiges über „gute“ und „schlechte Baustellen“ wie auch über „korrekte“ und „nicht korrekte“ AuftraggeberInnen. Ich sprach mit den Männern über ihre Beweggründe sich auf die Triester Straße zu begeben und darüber wie sie selbst ihre prekäre Situation wahrnehmen. Dabei konnte ich wichtige Kriterien für die Arbeitsuche herausfiltern und auch wie sich der Kontakt zu den umliegenden Geschäften gestaltet wurde mir vermittelt.

Öfters bat ich Raphael und Damir, zwei Freunde von mir, mich zu begleiten. Mit ihrer Unterstützung erhoffte ich mir einen besseren Zugang zu den Arbeitsuchenden zu bekommen. Damir hat gute Tschechisch-Kenntnisse, was sich durchaus als nützlich erwies. Damit hatte er weitaus bessere Möglichkeiten, sich mit den wartenden Männern auszutauschen. Durch die Begleitung der beiden konnte ich ein paar wenige Kontakte knüpfen und bekam so die Gelegenheit, die dortigen Begebenheiten erfragen zu können. Die in diesem Zusammenhang geführten Gespräche wurden mir zumeist zeitgleich übersetzt, wodurch es mir möglich wurde auch Fragen zu stellen. Oft erstellten wir auch im Nachhinein gemeinsame Erinnerungsprotokolle. An dieser Stelle sei beiden nochmals herzlichst für ihre Unterstützung gedankt.

Besonders zu erwähnen ist, dass ich mit Hilfe meiner Begleitung Ciprian (27, Jahre alt aus Rumänien) Jarek (39 Jahre alt, aus der Ukraine) und Anjo (36 Jahre alt, aus Rumänien) kennen lernte. Mit Damir`s Hilfe konnte ich mich mit den dreien gut verständigen und ähnlich wie Sorin erklärten sie sich bereit mir/uns vermittelnd zu helfen. Alle drei gewährten mir Einblicke in ihre Situation und ermöglichten mir ähnlich wie Sorin auch Zugang zu anderen Akteuren.

Die gesamte Forschung gestaltete sich wie ein intensiver Austausch. Nur in Situationen, in denen ich selbst bereit war, persönlich von mir und meinem Leben zu erzählen, konnte zwischen meinen Gesprächspartnern und mir Vertrauen entstehen. Einige gewährten mir sehr persönliche Einblicke in ihren Lebensalltag, die mich oft sprachlos und erschüttert verbleiben ließen.

8.6. Ergebnisse

Erlebnisse, persönliche Schicksale und Impressionen, die mir entweder direkt oder indirekt mitgeteilt wurden, möchte ich in meinen Ergebnissen reflektieren, um damit zu beleuchten, wie die Arbeitsuchenden selbst ihren „Arbeitsplatz“ auf der Triester Straße wahrnehmen. Gründe, Auslöser sowie die Auswirkungen prekärer Arbeitsverhältnisse, Probleme, Schwierigkeiten und damit einhergehende Ängste und Sorgen sollen vergegenwärtigt werden. Mein Forschungsfeld ist sehr heterogen. Viele der Faktoren beeinflussen und bedingen einander und können daher nicht losgelöst voneinander betrachtet oder analysiert werden. Wie bereits erwähnt, werde ich vereinzelt Informationen aus Zeitungsberichten aufgreifen und damit meine Ergebnisse ergänzen bzw. Unterschiede herausarbeiten.

8.6.1. Rahmenbedingungen

Wie in der Kontaktaufnahme bereits geschildert, traf ich auf der Triester Straße vorrangig Männer mit Migrationshintergrund. Die Männer kommen aus unterschiedlichen Herkunftsländern und unterliegen nicht denselben gesetzlichen Bestimmungen. Die meisten meiner Gesprächspartner kamen aus Rumänien. Manche waren aus Tschechien oder Bulgarien, ein Informant kam aus der Ukraine und eine Person aus Italien. Einige entschieden sich für eine permanente, andere für eine temporäre Migration, wobei die Dauer des Aufenthalts zumeist ungewiss war. Im Folgenden möchte ich die Hintergründe beleuchten, warum Männer ihr Heimatland verlassen und auch Ursachen offen legen, warum sie ihre Dienste - ungeschützt - auf der Triester Straße anbieten (müssen).

Ich möchte beispielhaft ein paar Eindrücke wiedergeben, wie sie mir im Rahmen meiner Feldforschung näher gebracht wurden.

8.6.1.1. (Hinter-) Gründe die Heimat zu verlassen

Es wurden mir zum Teil sehr emotional ausweglose Situationen geschildert, warum die Männer ihr Heimatland verließen und sich in Österreich mittels irregulärer Beschäftigungen durchschlagen (müssen). Zumeist war es die Vorstellung einer „besseren Zukunft“, was meine

Gesprächspartner zur Migration nach Wien bewegte, auch wenn sie sich dabei prekären Arbeitsverhältnissen aussetzen müssen.

In der mikroökonomischen Migrationstheorie gehen WissenschaftlerInnen von Pull- und Push-Faktoren aus, die eine Wanderung veranlassen können. Es handelt sich dabei um ein eindimensionales Modell, mit welchem Ursachen und Entscheidungen für Migration erklärt werden können (Armbruster, 2009:55). Pull-Faktoren (Sogfaktoren) sind dabei Aspekte, die das Einwanderungsland attraktiv erscheinen lassen. Push-Faktoren (Schub-Faktoren) hingegen sind Aspekte, die eine Auswanderung aus dem eigenen Heimatland ankurbeln.

Die Gründe, warum Menschen ihre Heimat verlassen und sich zu einer Migration entschließen sind meist sehr persönliche und schicksalshafte.

Sorin ist 35 Jahre alt und kommt aus Rumänien. Seit zwei Jahren kommt er regelmäßig auf die Triester Straße, um Arbeit zu finden. Sorin absolvierte in Rumänien, wie er berichtete, eine Maurerlehre. Er lebte mit einem Freund einige Jahre zuvor schon in Wien um ein wenig Geld anzusparen. Durch seinen Freund, der bereits vor ihm in Wien lebte, arbeitete er anfänglich bei einer kleinen Firma, für die er verschiedenste handwerkliche Tätigkeiten ausführte. Sieben Monate arbeitete Sorin ohne Anmeldung, aber regelmäßig vier Tage in der Woche, wie er bekannt gab. Als ihm sein Chef kündigte und er länger keine Arbeit fand, landete er über Bekannte, wie er angab, auf der Triester Straße. *„Ich hab schon vorher von der Triester Straße gewusst. Viele Kollegen aus Rumänien sind hier. Auch in die Herbststraße kannst du gehen. Dort stehen auch viele, wie hier“ (EP, Jänner 2011).*

Die Situation beschreibt Sorin wie folgt: *„Du wartest hier bis du einen Job bekommst. Hier, sind fleißige Männer, wollen nur Geld verdienen, sonst nichts. Und wenn du einen Auftrag bekommst, dann arbeitest du. Verstehst du?“ (EP, Jänner 2011).*

An die ersten Begebenheiten erinnert er sich nur ungern zurück, wie er es mir mitteilte. Nach circa einem Jahr auf der Triester Straße kehrte Sorin nach Rumänien zurück und zog wieder in sein Elternhaus.

Er erzählte mir in diesem Zusammenhang von seinen Überlegungen und welche Schwierigkeiten es ihm unmöglich machen in Rumänien zu bleiben.

Ich bin nach Rumänien zurück. Ich habe viel Erfahrung und kann vieles arbeiten. Ich wollte ein eigenes Gewerbe aufmachen. Ich habe ein wenig Schule gemacht. Aber ich bin kein Gewerbetreibender. Ich kann arbeiten viel und hart. Aber in Rumänien ist es schwer. Du verdienst nicht viel, weil die Leute können nicht zahlen. Wenn die Arbeit gut ist und du viele Aufträge hast, bekommst du 170 € im Monat. Das ist zu wenig, wenn du Essen, Trinken, Wohnung und alles bezahlen musst. Wenn du alleine bist, dann geht es noch aber wenn du Kinder und Frau hast, dann musst du verdienen. Und dann gehst du. Du musst! (EP, Jänner 2011)

Sorin hat eine Frau und eine kleine Tochter mit vier Jahren. Aufgrund zu geringer Verdienstmöglichkeiten beschloss er wieder nach Wien zurückzukehren.

Hier hast du bessere Chancen und bekommst mehr. Wenn ich hier (in Österreich) bin, kann ich wenigstens soviel verdienen, dass ich meine Familie versorgen kann.“. Auf meine Frage hin wie viel er im Monat verdient und ob es mehr sei, als in Rumänien, antwortete Sorin: Ja sicher, viel mehr als in Rumänien. Oft ich verdiene 800€ bis 1000 €. Das ist viel. Wenn es schlecht läuft dann nur 500€. Aber es ist immer noch mehr. (EP, Jänner 2011)

Sorin unterstützt seine Familie finanziell und versucht ihnen regelmäßig Geld (Remittances) zu schicken.

Ich schicke an meine Frau 100 € in der Woche. Ich muss hier stehen und viel arbeiten. Aber 100 € geht sich meistens aus. Manchmal, wenn ich kann, schicke ich ihnen mehr. Dann ist gut. Meine Frau muss sparen und ich auch. Wenn ich mehr habe, dann lege ich weg, damit wir es irgendwann besser haben. (EP, Jänner 2011, Sorin)

Er erhofft sich in Österreich Geld für eine „bessere Zukunft“ anzusparen. Seine Frau und seine Tochter sieht Sorin nur selten, wie er festhielt. In den zwei Jahren, in denen er nun in Wien lebt, ergab sich nur einmal die Gelegenheit seine Familie zu besuchen, worauf ich jedoch im Kapitel 8.6.3. (Soziale Beziehungen) erst näher eingehen werde.

Jarek ist 39 Jahre alt und kommt aus der Ukraine. Jarek hat eine Ausbildung als Elektriker und lebt seit acht Jahren in Österreich. Er erzählte mir in einem Gespräch, dass er in seiner Heimat in einer Zuckerfabrik arbeitete. Jedoch bekam er wie er angab, über sieben Monate kein Gehalt.

Als ich ihn fragte, ob es denn keine Möglichkeit gab, sich dagegen zu wehren, meinte Jarek:

Nein. Du musst wissen, dort arbeiten über 1000 Leute. Dem Chef ist das egal, wenn einer kommt und sagt, das passt nicht. Du arbeitest das ganze Jahr und bekommst nichts. Aber du musst von irgendwas leben und wenn du ein kleines Kind hast, überlegst du dir, was du machen kannst. Dann musst du wo anders versuchen. Ja? Ich habe dort die Arbeit gelassen und bin dann nach Portugal. Zwei Jahre. Erst dann bin ich nach Österreich, mit meiner Familie. Meine Frau arbeitet hier als Kellnerin. Sie hat keine Probleme wie ich. Aber ich bekomme kein Arbeitsvisum. (EP, April 2011, Jarek, Gespräch geführt von Raphael)

Ciprian (27 Jahre alt) lebt seit einem Jahr in Österreich und auch er verbildlichte Damir, meiner Begleitung, wie es zu seiner Situation kam. Ciprian arbeitete in Rumänien in einer kleinen Werkstatt und hatte, wie er beschrieb, eine fixe Anstellung. Sein Vater arbeitete mit ihm in der gleichen Firma und er wohnte im Haus seiner Eltern. Seine Mutter ist, wie ich es verstand, Hausfrau. Seine Eltern besitzen einen kleinen Garten, womit sie teilweise versuchen sich selbst zu versorgen.

Vor vier Jahren wurde mein Vater krank und konnte nicht mehr arbeiten. Er musste lange ins Krankenhaus und verlor deshalb seine Arbeit. Im Krankenhaus ist alles sehr teuer. Ich habe versucht alleine zu schaffen, aber das, was ich verdiene reicht nicht aus um alles zu (be-)zahlen. Du musst sehr viel zahlen und die Regierung nimmt dir alles, wenn du nicht bezahlen kannst. Ich musste etwas tun! Ich habe versucht alles alleine zu schaffen. Aber es ist schwer. Wenn du in Rumänien schaffen willst, dann musst du kriminell machen. Ich habe lange überlegt. Ich bin zuerst nach Deutschland und zehn Monate später bin ich dann nach Österreich gekommen. Meinen Job zu Hause habe ich aufgegeben. Es war eine gute Arbeit. Gute Kollegen. Aber zu wenig, wenn du alles alleine aufbringen musst. [längere Pause] In Rumänien gibt es keine Zukunft (EP, Februar 2011, Ciprian, Gespräch übersetzt von Damir).

„In Rumänien gibt es keine Zukunft!“ Diese Aussage war eine der zentralsten und begegnete mir in zahlreichen Gesprächen. Die Zukunft im Heimatland erscheint vielen ungewiss. Häufig wurden dazu Ängste und Zweifel formuliert. In Äußerungen über die Heimat spiegelten sich Hoffnungslosigkeit und in Bezug auf Arbeit „Perspektivenlosigkeit“ wider.

„In Rumänien gibt es keine Arbeit! Dort kann man nicht leben! Wenn du eine gute Arbeit hast, dann bekommst du zu wenig. Damit kannst du nicht alles bezahlen. Es reicht nicht zum Leben aus“ (EP, Februar 2011, Name unbekannt). Ähnliche Kommentare hörte ich von einigen Gesprächspartnern.

In einem Gruppengespräch berichtete Marian (31 Jahre alt) mir von Schulden, die er hat. Sorin ergänzte Marian hierzu und meinte: „Viele hier haben Probleme zu Hause und können nicht dort sein“ (EP, Jänner 2011, Marian, Petre und Sorin). Der Autor Peter Martens schrieb

im Artikel der Presse ähnliches von Lazlo (28 Jahre alt, aus Ungarn), der in seiner Heimat ebenfalls verschuldet ist.

Sorin und Marian kannten sich bereits vor ihrer Migration nach Wien. Durch Sorin erfuhr Marian, wie er vorbrachte, von den guten Möglichkeiten, die es in Wien gäbe, was für Marian der Auslöser für eine Migration nach Österreich war. Er erzählte hierzu: *„Ich hab von Sorin oft gehört, dass du hier viel verdienen kannst und als es zu Hause nicht mehr ging, bin ich los. Wir wohnen hier zusammen und können uns die Miete teilen“* (EP, Jänner 2011, Marian). Als ich danach fragte, wie er nach Österreich kam, verriet Marian: *„Ich habe einen Kollegen, der fährt mit einem LKW, und überstellt Autos. Der hat uns von Bukarest nach Wien mitgenommen. Mich und Petre, meinen Bruder.“* Auf meine Neugier wie lange sie schon in Österreich leben würden, meinte Marian: *„Wir sind seit einem halben Jahr hier. Ich arbeite viel. Petre nicht so viel. Aber Petre hat nicht das gleiche Problem wie ich. Er ist mit mir hier, weil es so besser ist. Er kann gut verdienen und etwas sparen, ja?“* (EP, Jänner 2011, Marian).

George ist 26 Jahre alt, kommt aus Rumänien und lebt seit neun Monaten in Wien. Sofern er keine Arbeit hat, steht er regelmäßig auf der Triester Straße.

Viele Freunde von mir wohnen in Bukarest. Die sind dorthin gezogen, um Arbeiten zu finden. Ich bin nach Wien. In Rumänien kannst du nicht leben. Die rumänische Regierung ist froh, wenn Leute das Land verlassen. Es gibt keine Arbeit und nichts. Dort finde ich keinen Job. Ich würde auf der Straße leben. Hier habe ich eine kleine Wohnung mit 30 m². Ich wohne mit einem Kollegen zusammen. (EP, März 2011, George, Gespräch übersetzt von Damir)

Vordergründig war es existenzielle Unsicherheit aufgrund mangelnder ökonomischer Mittel, welche die Männer zur Arbeitsmigration drängt. Die Migration unter solchen Bedingungen ist daher keine freiwillige, sondern vielmehr eine Flucht vor Armut und Perspektivenlosigkeit im eigenen Heimatland. Es kann hierbei von Wirtschaftsflucht gesprochen werden.

Zum anderen wurden von meinen Gesprächspartnern Pull-Faktoren wie die Möglichkeit zur Beschäftigung¹⁴ und ein besseres Einkommen als Beweggründe für eine Migration nach Österreich bzw. Wien genannt. Wien ist Sitz vieler multinationaler Konzerne und internationaler Organisationen. Martin Slama stuft Wien als „regionalen

¹⁴ wenn auch irregulär

Verkehrsknotenpunkt“ zwischen Mittel- und Osteuropa ein, wodurch Wien ein attraktives Migrationsziel repräsentieren würde (vgl. Slama 2011:124). Dies bestätigte sich auch in meinen Ergebnissen.

8.6.1.2. Marginalisierung

Die gesetzliche Lage wurde im Rahmen meiner Forschung immer wieder verbalisiert. Ähnlich wie in den Zeitungsberichten beschrieben, war das Fehlen einer Arbeitserlaubnis bzw. -bewilligung der am häufigsten genannte Grund, warum sich Männer auf der Triester Straße versammeln und verschiedenste handwerkliche Dienste irregulär anbieten. Die Mehrheit meiner Interviewpartner hatte eine Aufenthaltsgenehmigung. Das AuslBG und die damit verbundenen Zugangsbeschränkungen zum österreichischen Arbeitsmarkt machen es den Betroffenen, wie bereits erwähnt, aber unmöglich in regulierten Arbeitsverhältnissen tätig zu werden.

In einem Gespräch artikulierten Petre und Sorin dazu Folgendes:

Ohne Erlaubnis auf Arbeit, hast du keine Chance. Keiner nimmt dich in einer Firma auf. Da bleibt dir nichts anderes übrig. Deshalb stehen wir da! Den meisten Männern hier geht es gleich. Wir sind zwar bei der EU und dürfen hier [in Österreich] leben, aber nicht arbeiten. Ich kann das nicht verstehen, warum. Ich will doch nur Arbeit und Geld verdienen. Muss“ (EP, Jänner 2011). Sorin ergänzte hierzu: „Ich habe schon versucht eine Arbeitserlaubnis zu beantragen. Immer wieder wurde ich abgelehnt. Was soll ich da machen? (EP, Jänner 2011)

Ein ähnliches Zitat fand sich im Artikel der Wiener Zeitung, welches ich in der Zeitungsartikelanalyse bereits anführte. „Was soll ich sonst machen? Auf legale Arbeit habe ich keine Chance. Das hab ich schon zweimal versucht, aber ich bekomme keine Arbeitsbewilligung“, zitierte die Journalistin Fiori Alin (35 Jahre), einen Arbeitsuchenden aus Rumänien (Alin nach Fiori, S.127). Vergleichbares hörte ich auch von anderen Gesprächspartnern und häufig wurde mir das Gefühl der Machtlosigkeit vermittelt, da sie auf diese Bestimmungen keinen Einfluss ausüben können.

Alle meine Gesprächspartner äußerten mehrmals, dass sie ihre Situation verändern wollen, ihnen jedoch die Möglichkeiten dazu fehlen. Anjo (aus Rumänien) beispielsweise, kommt seit vier Jahren auf die Triester Straße und argumentierte, dass er Steuern und Sonstiges zahlen würde, wenn er „die Chance auf einen fixen Job“ hätte. „Auch wenn ich dadurch weniger

verdiene. Egal. Aber ohne Arbeitserlaubnis geht es nicht anders“, wie Anjo betonte (EP, März 2011, Anjo).

Neben einer fehlenden Arbeitserlaubnis wurden auch andere ausschlaggebende Impulse formuliert, warum sich die Männer in diese prekäre Situation begeben (müssen). Feka und Zelechowski berichteten im Artikel des Standards von Adam.

Seit 22 Jahren ist Adam bereits in Österreich. Ursprünglich war der Pole in einer Baufirma angestellt gewesen, aber aufgrund der Wirtschaftskrise hat auch er seinen Job verloren. Adam: „Was soll ich machen, wenn ich sonst nichts zu tun habe? Da ist es doch besser, wenn ich mir wenigstens ab und zu etwas dazuverdiene. (2010, S.125)

Ähnliches brachte auch einer meiner Gesprächspartner vor und betonte dabei den ständigen Zuwachs von Arbeitsuchenden, der auf der Triester Straße besteht: „*Es ist Krise! Verstehst du? Wirtschaftskrise! Wenig Arbeit, wenig Lohn. Immer mehr Leute kommen her und suchen Arbeit*“ (EP, März 2011, Name unbekannt).

Des Weiteren möchte ich die Situation von Alberto, einem älteren Herren aus Italien wiedergeben, den ich bei einem meiner Aufenthalte kennen lernte. Alberto ist 51 Jahre alt und lebt bereits seit 28 Jahren in Österreich. Vor rund fünf Jahren wurde Alberto arbeitslos und seit drei Jahren bietet er auf der Triester Straße regelmäßig verschiedene Dienste an. In einem kürzeren Gespräch erzählte er mir, wie es dazu kam:

Früher hatte ich eine Arbeit bei der OMV. Die Arbeit war anstrengend aber zumindest regelmäßig. Ich habe dort 16 Jahre gearbeitet. Es gab nie was. Und dann vor fünf Jahren hatte ich einen Unfall und konnte nicht mehr arbeiten. Ich war Gerüstbauer. Aber ich kann die schweren Teile nicht mehr heben. Mit Rücken kann ich nicht mehr. Ich war beim AMS, aber die sagen nur, sie haben nichts für mich. Schwer vermittelbar, sagen die. Es ist immer sehr schwer. Ich habe einen Kurs besucht, aber Arbeit gab es seither keine. Ich habe immer in meinem Leben gearbeitet. Aber jetzt? Chefs wollen nur junge Burschen, die stark sind. Wenn ich hier stehe, habe ich manchmal die Chance was zu tun und kann ein wenig dazuverdienen. Ich habe zwei Söhne und eine Frau. Irgendwie muss ich meine Familie versorgen. [...] Vielleicht finde ich jemanden, der mich einstellt. Es kommen oft große Firmen. Wichtige Unternehmer, und wenn ich Glück habe, dann ergibt sich vielleicht etwas. Ich kann noch viele Sachen machen, nur nicht zu schwer. (EP, Februar 2011, Alberto)

An Alberto's Lage wird ersichtlich, dass der Staat den Bedürfnissen seiner BürgerInnen nach sozialer Sicherheit immer weniger gerecht werden kann und leistungsorientierte Marktstrukturen Menschen in diese prekäre Situation drängen. Das Alter bzw. der Körper wird dabei zum „Kapital“ und bedingt die Möglichkeiten eine Arbeit zu bekommen.

Auch wurde anhand dieser Beispiele ersichtlich, dass sich aufgrund der ungleichen Gesetzeslage unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten ergeben. Wie bereits im Kapitel 3.2. (Zugangsbeschränkungen) erklärt wurde, haben MigrantInnen (auch Frauen), die dem AuslBG unterliegen, kaum Möglichkeiten, ihre Situation zu verändern. Andere, die vom formalen Arbeitsmarkt nicht ausgeschlossen werden, haben zumindest die Möglichkeit sich ergebende Gelegenheiten zu ergreifen. Eine sozialstaatliche Mindestsicherung entschärft die gesamte Situation jedoch nur notdürftig.

Perspektiven- und Arbeitslosigkeit, Not und Armut können als Auslöser genannt werden, warum Menschen sich in diese prekäre Situation begeben (müssen). Am Beispiel des sogenannten „Arbeiterstrichs“ auf der Triester Straße wird, wie es in der Analyse der Zeitungsberichte bereits erarbeitet wurde, die vom Staat geschaffene Marginalisierung von Menschen sichtbar. Die Akteure agieren außerhalb des rechtlichen Rahmens, worüber sie sich bewusst sind. Es mangelt ihnen an sozial- und arbeitsrechtlichem Schutz, wodurch sie auf das Wohlwollen ihrer ArbeitgeberInnen angewiesen sind. Der „Arbeiterstrich“ stellt – um es mit Castels Worten zu beschreiben – eine „Zone der Entkoppelung“ dar, in der Prekarität zu einer permanenten Bedingung des Lebens wird (vgl. Castell, 2009: 29-31).

Im Sprechen über die prekäre Situation wurde ersichtlich, dass die Männer sich als gemeinsame Gruppe definieren. *„Keiner will hier sein“*, wie es Anjo schilderte und bezieht sich dabei auf alle Arbeitsuchenden auf der Triester Straße (EP, März 2011). Andererseits war in einzelnen Aussagen auch immer wieder herauszuhören, dass sich die Akteure, je nach gesetzlichen Rahmenbedingungen in kleinen Gruppen zusammenschließen oder sich aufgrund dieser, voneinander abgrenzen.

Die rechtlichen Bestimmungen in Bezug auf Arbeit sind an nationale sowie Unionsabkommen gebunden. Wie es anhand einiger Beispiele deutlich wird, folgen auch Differenzmarkierungen und Identitätskategorien diesen gesetzlich festgelegten Bestimmungen.

Auszugsweise möchte ich hierzu nochmal den Kommentar von Sorin und Petre aufgreifen: *„Ohne Erlaubnis auf Arbeit, hast du keine Chance. Deshalb stehen wir da! Den meisten*

Männern hier geht es gleich. Wir sind zwar bei der EU und dürfen hier [in Österreich] leben, aber nicht arbeiten (EP, Jänner 2011).

Über die EU bildeten viele meiner Gesprächspartner ein „gemeinsames Bewusstsein“ und distanzierten sich von anderen, da deren gesetzliche Lage eine andere war. Die jeweiligen Bedingungen wurden oft so dargelegt, dass eine Abgrenzung zu anderen dazu dient, die eigene Situation „besser“ oder „auswegloser“ dazustellen.

Dano beispielsweise kommt aus Bulgarien und ist 24 Jahre alt. Dano war der jüngste meiner Informanten. Seit über zwei Jahren begibt er sich regelmäßig zwei bis vier Mal pro Woche auf die Triester Straße, je nachdem ob er Aufträge bekommt und wie lange diese andauern.

Ich habe keine Erlaubnis für Arbeit. Aber Aufenthaltsgenehmigung schon. Viele Russen kommen illegal. Auch Ukraine. Die sind nicht bei der EU. Für die ist [es] schlimm, wenn sie von der Polizei gefragt werden. Ich kann meine Papiere zeigen. Für mich ist es kein Problem, wenn ich hier stehe. (EP, Februar 2011, Dano)

Mit dem Beitritt zur EU erwarteten sich viele eine Verbesserung der allgemeinen Situation. Die derzeitigen Entwicklungen empfinden jedoch die meisten meiner Gesprächspartner als Nachteil und die Situation als Widerspruch. Dano hob hierzu hervor: *„Die EU ist für uns umsonst. Es wird alles teuer und wir haben nichts davon! Ich darf hier nicht legal arbeiten, aber ich will auch leben“ (EP, Jänner 2011, übersetzt von Sorin).*

Da innerhalb der Europäischen Union unterschiedliche Regelungen wirksam sind, werden Ungleichheiten erzeugt. Wie es sich in Gesprächen herauskristallisierte, grenzen sich die Akteure auch je nach Herkunft und jeweiliger Gesetzeslage voneinander ab oder schließen sich aufgrund vergleichbarer Bedingungen zusammen.

In einem Gruppengespräch wurde Folgendes problematisiert:

Italiener und Türken kommen und dürfen sofort. Die haben keine Probleme und können alles machen. Aber wir sind nicht korrekt.“ Ein anderer ergänzte hierzu: „Den Bulgaren und Polen geht es auch so. Wir alle sind in der EU, haben aber nicht die gleichen Rechte. Es ist so: Wir sind EU, aber der ist von da und diese ist von dort und damit ist Problem. (EP, Jänner 2011, Namen unbekannt übersetzt von Sorin)

Die heterogenen Bestimmungen innerhalb der EU wurden von meinen Gesprächspartnern als diskriminierend sowie als belastend beschrieben.

Je nach Herkunft und EU-Beitrittsdatum gibt es andere Fristen bezüglich des Arbeitsrechts, wie es im Kapitel 3.2. (Zugangsbeschränkungen) erläutert wurde. Wann die Arbeitsmarktzugangsbeschränkungen aufgehoben werden bzw. die Übergangsregelungen außer Kraft treten weiß jeder der Arbeitsuchenden für sich und seine eigene Situation. Meine Gesprächspartner stellen sich mit dem Auslaufen dieser Übergangsfristen bessere Aussichten vor, jedoch wurden diesbezüglich auch Bedenken und Zweifel geäußert, wie es anhand der nächsten Bemerkung ersichtlich wird.

Erst ab 2014 wir korrekt. Für die Polen und Tschechen bald anders. Mai. Dann sind alle Leute aus Polen legal hier. Das ist es besser für sie. Weil sie können eine Arbeit suchen. Legal, verstehst du? Bei uns dauert das noch. 2014, 3 Jahre. Noch sehr lange und ich weiß nicht, ob es dann besser wird. (EP, März 2011, Name unbekannt)

8.6.2. Zukunft

Pierre Bourdieu geht davon aus, dass Menschen durch Prekarität in Ungewissheit geraten, was sowohl ein zukunftsbezogenes Handeln als auch eine längerfristige Lebensplanung einschränkt (1998:96-102). Ungewissheit bezüglich der Zukunft spiegelte sich in einigen Aussagen meiner Interviewpartner wider und belegen damit die Ansichten Bourdieus.

Anjo berichtete beispielsweise, dass er ursprünglich nicht vor hatte längerfristig in Wien zu leben. Seine Vorstellung bezog sich auf einen temporären Aufenthalt. Die ungewisse Wirtschaftslage seines Heimatlandes lässt seine Zukunftsplanung jedoch zunehmend verschwimmen.

Ich bin hier her gekommen, vor circa vier Jahren. Ich wollte nur ein paar Monate bleiben, um etwas Geld anzusparen. Aber nun sind es vier Jahre. Ich habe schon viel verdient, aber das Leben hier kostet viel. [...] Wie lange ich noch hier bleiben werde? Ich weiß es nicht. Wenn ich genug angespart habe, dann gehe ich wieder zurück nach Rumänien. Ich weiß es nicht. (EP, März 2011, Anjo)

In Gesprächen über die Zukunft waren häufig Wut und Ärger sowie Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung herauszuhören und mehr als einmal erlebte ich sehr emotionale Ausbrüche. Wie es bereits bei der Nennung der Gründe für das Verlassen des Heimatlandes angesprochen wurde, sehen viele meiner Gesprächspartner in ihrer Heimat keine Zukunft.

Sorin beispielsweise formulierte den Wunsch nach Rumänien zurückzukehren. Aufgrund der „aussichtslosen“ Wirtschaftslage in Rumänien, scheint ihm dieser Wunsch jedoch unmöglich. *„Klar, würde ich gern in Rumänien leben. Mit meiner Familie und Freunde. Aber so lange es so ist, kann ich nicht zurück. Ohne Geld geht es nicht“ (EP, Jänner 2011).*

Andererseits sieht Sorin jedoch aufgrund seiner prekären Arbeitssituation auch in Österreich keine bzw. nur eine ungewisse Zukunft. Sorin sprach in diesem Zusammenhang seine Sorgen über das Altern und Bedenken über die leistungsorientierte Marktbeschaffenheit aus.

Hier kann ich auch nicht bleiben. Wenn ich eine fixe Arbeit bekomme, dann schon, aber so möchte nicht alt werden. Ich verstehe nicht, was die Alten da tun? Ich weiß, die bekommen keine Arbeit. Die kommen hier her und reden mit anderen aber arbeiten, nein. Keiner beschäftigt sie hier. [...] Bis 2014 möchte ich noch warten. Wenn ich einen guten Job finde, dann möchte ich, dass Valeria auch nach Österreich kommt. Sie könnte hier arbeiten und meine Tochter zu Schule gehen. Dann wären wir wenigstens gemeinsam hier. (EP, Jänner 2011, Sorin)

Sorin hofft, den Sprung in ein reguläres Arbeitsverhältnis zu schaffen. Des Weiteren wird anhand dieses Zitats auch begreifbar, dass das Alter eine entscheidende Rolle spielt und bei Sorin Ängste und Skepsis über seine eigene Zukunft auslöst.

Die Ungewissheit über die eigene Zukunft ist für die Akteure eine starke Belastung, der sie andauernd ausgesetzt sind. Einer meiner Gesprächspartner meinte diesbezüglich: *„Mal sehn was kommt. Wir können nur abwarten und dann wird sich zeigen. Aber ich will nicht darüber nachdenken“ (EP, März 2011, Name unbekannt).*

Wie es an dieser Argumentation ersichtlich wird, hegt mein Gesprächspartner aufgrund der Prekarität, der er ausgesetzt ist, Zweifel bezüglich der Zukunft und artikuliert insofern auch keine konkreten Pläne. Die Erstellung eines rationalen Lebensentwurfs wird, wie Dörre (2006) hervorhebt, aufgrund existenzieller Ängste blockiert.

George berichtete hierzu, dass er sich die Zukunft offen halten möchte. Ziele setzt er sich wenn, dann nur sehr kurzfristig. *„Es macht nicht viel Sinn zu weit voraus zu planen, weil du weißt nicht was kommt. Es kann immer passieren, mit einem Schlag ist alles anders, als du es dir vorstellst“ (EP, März 2011, Gespräch übersetzt von Damir).*

Abschließend lässt sich sagen, je jünger meine Gesprächspartner waren, umso eher bestand die Zuversicht, dass sich die Situation noch ändern wird. Zukunftspläne wurden nur vage

formuliert und aufgrund vieler Zweifel ungern thematisiert. Viele erhoffen sich, in einem regulären Beschäftigungsverhältnis Platz zu finden und dadurch auch Sicherheit in ihrem Alltag zu gewinnen. Das Alter spielte dabei eine beachtliche Rolle.

8.6.3. (Transnationale) Soziale Beziehungen: Familie, Freunde, Kollegen

Wie es anhand der Rahmenbedingungen ersichtlich wurde, werden die Akteure, die auf der Triester Straße ihre Arbeitskraft anbieten, unzureichend oder auch gar nicht vom staatlichen Leistungssystem erfasst. Wie Menschen ohne staatlich garantierte Sicherheit auskommen, war für mich eine der zentralsten Fragen während meiner Feldforschung. Soziale Beziehungen stellten dabei ein wesentliches Kriterium dar, welches ich oft versuchte anzusprechen.

Einige Informanten berichteten von zurückgelassenen Familienmitgliedern, um deren Versorgung sie sich bemühen. Ähnlich wie Sorin¹⁵ versucht auch Ciprian seine Eltern finanziell zu unterstützen.

Ich schicke meinen Eltern so viel Geld wie ich kann. Einmal im Monat. Manchmal ist es mehr, manchmal weniger. Aber 300 € schicke ich ihnen, wenn ich habe. Damit können sie gut leben. Wenn es schlecht läuft und ich keine Arbeit finde, kann ich nicht viel schicken. Ich muss hier viel für Wohnung und Essen bezahlen. Aber das, was übrig bleibt schicke ich ihnen. (EP, Jänner 2011, Ciprian, Gespräch übersetzt von Damir)

Der Kontakt zu seinen Eltern gestaltet sich wie folgt: „*Meine Eltern wissen wenig von hier und ich erzähle nicht viel darüber. Ich rufe sie einmal in der Woche an und spreche mit ihnen. Es geht ihnen gut. Meine Mutter ist traurig, dass ich so weit weg bin. Aber sie ist sehr stolz auf mich.*“ Auf meine Frage, ob er seine Eltern gelegentlich besucht, entgegnete Ciprian, dass er dazu kaum die Möglichkeiten hätte: „*Wie denn auch? Ich muss hier stehen und Geld verdienen! Da geht sich das nicht aus*“ (EP, Februar 2011, Ciprian).

Ciprian vermittelt seinen Eltern mit dem Geld, das er ihnen zukommen lässt, vorrangig hohe Verdienstmöglichkeiten und ein positives Bild von seiner Situation. Die Unterstützung und

¹⁵Siehe Kapitel 8.6.1.1. ([Hinter-] Gründe die Heimat zu verlassen)

Anerkennung von zuhause - der Stolz der Mutter - hilft ihm sehr. Andererseits war dabei jedoch auch der Druck herauszuhören, dem sich Ciprian ausgesetzt fühlt.

Auch Anjo hat eine Frau und zwei Kinder, um die er sich sorgt. Die Kommunikation erfolgt ausschließlich virtuell, wie er verriet. In einem längeren Gespräch wurde deutlich, wie belastend Anjo die räumliche Distanz zu seiner Familie wahrnimmt.

Ich habe meine Familie vor zwei Jahren das letzte Mal gesehen. Schon so lange nicht mehr. Wir hören uns nicht oft. Telefonieren ist zu teuer. Ich rufe nur an, wenn es sehr wichtig ist. Manchmal gehe ich in ein Internetcafé. Meine Frau und ich machen uns immer eine Zeit aus, und dann sprechen wir über Internet. Sie lebt in Rumänien bei meinen Eltern, aber ich weiß nicht, was sie macht. Ich bin ja hier und kann nicht wissen. [...] Es geht ihr nicht gut. Sie braucht mich und meine Kinder auch. Ich möchte nicht so weit weg von ihnen sein, aber in Rumänien gibt es nichts für mich. Wir würden alles verlieren, wenn ich nicht hier Geld verdiene. (EP, März 2011, Anjo)

Der Moment als Anjo mir den Bruch zu seiner Familie beschrieb, war sehr emotional. „*Das letzte Mal war ich erschrocken wie groß meine Kinder schon sind! Elena geht jetzt zur Schule. Sie kennt mich kaum. Aber was soll ich machen? Ich muss hier bleiben, weil ich brauche Arbeit*“ (EP, März 2011, Anjo).

Anhand dieses Beispiels wird ersichtlich, wie sich aufgrund der notgedrungenen Arbeitsmigration die familiären Beziehungen wandeln können. Anjo hat hauptsächlich finanziellen Einfluss auf das Leben seiner Tochter. Der direkte väterliche Kontakt ist jedoch kaum bzw. nur virtuell vorhanden. Kindererziehung wird demnach zur Aufgabe seiner Frau.

Als ich George bei einem meiner Aufenthalte nach Familienangehörigen fragte, meinte er: „*Ich habe keine Frau. Nur meine Eltern. Die wohnen in einem kleinen Dorf. Ich bin froh, dass ich keine Kinder habe. Ich sehe ja bei meinen Kollegen, wie es denen geht. Für Kinder in Rumänien gibt es keine Zukunft*“ (EP, März 2011, George, Gespräch übersetzt von Damir).

George lebt wie viele andere von seiner Familie getrennt. Wie er anmerkte, hört er seine Eltern regelmäßig, Freunde nur gelegentlich. Gesehen hat er seine Eltern das letzte Mal, als er vor neun Monaten nach Österreich kam. Als ich ihn nach freundschaftlichen Kontakten in Wien fragte, erzählte er mir Folgendes. „*Wenn ich nicht weiß, weil ich mir Gedanken mache, dann treffe ich hier Leute. Du kannst über Probleme sprechen und die wissen Bescheid. Viele Kollegen sind hier und die haben die gleichen Probleme wie ich*“ (EP, Februar 2011, George, Gespräch übersetzt von Damir).

Aus dieser Bemerkung entnehme ich, dass George die Triester Straße nicht nur aufsucht um Arbeit zu finden, sondern sich mit anderen dort Arbeitsuchenden auch über Probleme austauscht. Die prekäre Lage verbindet die Männer miteinander und erzeugt gewissermaßen ein Gemeinschaftsgefühl. Andere Kontakte in Wien unterhält George kaum, wie er angab. Wie zuvor bereits erwähnt, teilt sich George mit einem Kollegen eine kleine Wohnung. George verbringt seine wenig vorhandene Freizeit wie er erzählte, „oft mit anderen Kollegen, die tagsüber dort stehen“ und es bilden sich freundschaftliche Beziehungen (EP, Februar 2011).

Ich habe Roman hier kennen gelernt. Ich suchte eine Wohnung. Weil ich hatte nichts. Roman hat gesagt, zieh zu mir, halbe Miete und passt. Wir teilen uns ein Zimmer für 240 € im Monat. Am Freitag oder Samstag gehen wir in die Disco. Du kennst Praterstern? Da treffe ich viele Leute aus Rumänien. Viele Leute von hier, treffe ich dort. (EP, Februar 2011, George)

Als freundschaftlich und vertraut nahm ich auch das Verhältnis zwischen Marian, Petre und Sorin wahr. Sie teilen sich zum einen die unbehaglichen „Arbeitsbedingungen“, zum anderen gestalten sie auch miteinander ihr Leben in Wien.

Petre und ich sind mit Sorin in einer Wohnung. Unsere Wohnung ist klein, mit zwei Zimmern. Petre und ich schlafen zusammen in einem. Sorin hat ein Zimmer für sich. Wir zahlen viel. Aber zu dritt ist es ok. [...] wir machen viel gemeinsam und wenn einer etwas braucht, dann hilft ihm der andere. (EP, Jänner 2011, Gruppengespräch)

Über die Wohnsituation wurde mir von meinen Gesprächspartnern ansonsten kaum etwas mitgeteilt.

Als ich mich bei Marian und Petre erkundigte, ob sie viel Kontakt zu ihrer Familie hätten, meinte Petre: „Ja wir hören uns schon regelmäßig.“ Sie informierten mich über ihr Vorhaben ihre Eltern öfters zu besuchen. Durch die Bekanntschaft zu dem LKW-Fahrer, mit dem sie nach Wien gekommen sind, würde sich auch häufiger eine Mitfahrgelegenheit ergeben. Sorin brachte sich in die Unterhaltung ein und fasste dabei den Entschluss, sich den beiden das nächste Mal anzuschließen (EP, Jänner 2011, Gruppengespräch).

Sorin hat seine Familie schon länger nicht mehr besucht. Er hört seine Frau zwar mehrmals in der Woche, wie er schilderte, jedoch fehlt ihm die Nähe zu seiner Familie sehr.

Wie zuvor bereits erwähnt, hegt Sorin den Wunsch, dass seine Frau mit ihm in Österreich lebt.

Bis 2014 möchte ich noch warten. Wenn ich einen guten Job finde, dann möchte ich, dass Valeria auch nach Österreich kommt. Sie könnte hier arbeiten und meine Tochter zu Schule gehen. Dann wären wir wenigstens gemeinsam hier. (EP, Jänner 2011, Sorin)

Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass sich der Kontakt zur Familie sehr unterschiedlich gestaltet. Mehrere haben ihre Familien schon lange Zeit nicht mehr gesehen. Geldüberweisungen (remittances) spielen oft eine wesentliche Rolle. Aufgrund der räumlichen Distanz verändern sich die familiären Beziehungen und es bilden sich dadurch spezifische Geschlechterrollen heraus. Die väterliche Beziehung zu den Kindern etwa basiert v. a. auf finanzieller Ebene. Der direkte Kontakt fehlt oftmals. Die Entfernung zur Familie war für alle Betroffenen sehr belastend. Der Austausch mit Familienangehörigen war meinen Gesprächspartnern sehr wichtig. Dieser gibt ihnen Kraft den Alltag zu bewältigen. Die Kommunikation mit Familienangehörigen besteht entweder via Telefon oder Internet. Virtuelle Räume und neue Kommunikationstechnologien ermöglichen es meinen Interviewpartnern, den Kontakt zu ihren Angehörigen und Freunden nicht vollkommen zu verlieren.

Andere, wie Alberto und Jarek beispielsweise, leben mit ihren Familien in Wien und müssen diese räumliche Distanz nicht überbrücken. Jarek betonte dabei sein Glück und erzählte wie froh er ist, nicht von seiner Familie getrennt sein zu müssen, da er durch sie einen Halt im Leben findet (EP, April 2011, geführt von Gespräch).

Was sich als interessanter Ansatzpunkt erwies, waren transnationale Beziehungen zwischen ArbeitsmigrantInnen. Wie in einigen vorangestellten Beispielen bereits ersichtlich wurde, hatten die meisten meiner Gesprächspartner schon vor ihrer Migration Kontakte zu Freunden oder Bekannten in Wien. Die Kommunikation gestaltet sich ähnlich wie der Austausch mit Familienangehörigen via Internet und reicht über nationale Grenzen hinaus. Transnationale Beziehungen spielen neben guten Verdienstmöglichkeiten eine zentrale Rolle in Bezug auf die Migrationsentscheidung.

Jarek berichtete diesbezüglich von einem zweijährigen Aufenthalt in Portugal. In einem kurzen Gespräch erzählte er, wie er nach Portugal kam und wie wichtig Freundschaften für ihn sind.

Ja wenn ich meinen Freund höre, dann frage ich, wie ist es in Portugal. Er sagt, ja ist gut und du kannst kommen. Ich habe meine Sachen gepackt und bin nach Portugal gefahren. Alles mit dem eigenen Auto, ja? Ich konnte bei ihm schlafen. Er hat mir bei allem geholfen. Wenn er mich heute braucht, er kann kommen jeder Zeit. Ich helfe ihm dann bei Wohnung, Papiere und alles. Das ist kein Problem. (EP, April 2011, Gespräch geführt von Raphael)

Es bilden sich mithilfe neuer Kommunikationstechnologien transnationale Räume, über die sich Menschen gegenseitig informieren und austauschen. Auch Marian und Petre nutzten Social-Media-Plattformen wie „Facebook“ oder „Skype“, um sich mit Sorin vor ihrer Anreise nach Wien auszutauschen (EP, Jänner 2011, Gruppengespräch).

8.6.4. Arbeitssuche

In der Kontaktaufnahme zu den Männern, nahm ich wie bereits beschrieben die Vorgehensweise der Arbeitsuchenden aus der Perspektive einer Arbeitgeberin wahr. In später folgenden Aufenthalten konnte ich die Arbeitssuche aus der Sicht der Männer beobachten. In Gesprächen dazu, wurde mir Einblick gewährt, wie die Arbeitsuchenden das Warten und die Arbeitssuche selbst gestalten und erleben.

8.6.4.1. Warten auf Arbeit

Anders als in Zeitungsartikeln dargelegt, wurden mir nicht Dienste im Vorbeigehen angeboten. Die arbeitssuchenden Männer verhielten sich eher zurückhaltend und kamen erst „aktiv“ auf mich zu, als ich versuchte Kontakt aufzunehmen. Vorbeiziehende PassantInnen wurden wie ich es feststellte, eher außer Acht gelassen.

Hierzu möchte ich Sorins Beschreibung erneut aufgreifen, der in seiner Bemerkung nicht nur die Arbeitssuche illustrierte, sondern auch seine Selbstwahrnehmung offen legte: *"Du wartest hier bis du einen Job bekommst. Hier, sind fleißige Männer, wollen nur Geld verdienen, sonst*

nichts. Und wenn du einen Auftrag bekommst, dann arbeitest du. Verstehst du“ (EP, Jänner 2011, Sorin)?

Vojtec (28 Jahre alt, aus Tschechien) erklärte diesbezüglich:

Ich stehe oft den ganzen Tag hier. Es ist hart, wenn du nichts bekommst. Manchmal kommen viele, dann ist's gut. Du siehst, wenn jemand etwas will. Du musst schauen, und wenn jemand braucht etwas, dann geht alles schnell. Ansonsten schauen Leute weg oder zu Boden [...]. Dann lässt du sie auch in Ruhe, weil du weißt, dass die nichts für einen haben. (EP, März 2011)

Anjo hingegen erwähnte eine Situation, die sich manchmal spontan bietet: *„ Wenn Leute viel im Baumarkt eingekauft haben, dann ist es gut zu versuchen. Ich frage aber Leute nur dann, wenn ich schon länger keine Arbeit mehr hatte. Das ist, ich brauche Arbeit und oft geht es nicht anders“ (EP, März, 2011).*

Die Arbeitsuche gestaltet sich mühsam und beschwerlich. Ich erlebte vor allem im Jänner und Februar stundenlanges Warten in der Kälte ohne, dass sich auch nur eine Möglichkeit Arbeit zu bekommen, bot. Die Männer haben kein regelmäßiges Einkommen und die Ungewissheit und das ständige Hoffen auf Arbeit lässt die Situation sehr angespannt werden. Niedergeschlagenheit und Frustration waren dabei immer wieder spürbar.

Sorin informierte mich in diesem Zusammenhang:

Wir stehen immer da. Wenn du Dienstagnachmittag kommst, sind wir hier. Wenn du am Sonntag kommst, dann wirst du auch einige sehen. [...] Manchmal ist es besser, manchmal nicht so gut. Wenn niemand kommt, ist scheiße. Weil du stehst da und du brauchst Essen und Trinken und gibst Geld aus, verdienst aber nichts. Aber heimgehen kannst du nicht, weil du ja nicht weißt. Es kann immer einer kommen. (EP, Jänner 2011)

Auf meine Frage hin, wie lange Sorin sich durchschnittlich auf der Triester Straße aufhält, um auf Arbeit zu warten, antwortete er:

Es ist unterschiedlich. Manche warten den ganzen Tag. Ich nicht, wenn es so kalt ist. Wenn ich Arbeit brauche, dann komme ich in der früh, um 6:30 Uhr. Manchmal ich komme nachmittags. Es ist, du brauchst Glück. Samstagvormittag ist gut, da sind immer viele hier. Im Sommer ist es besser. Du schwitzt, aber wenn es wärmer ist, dann ist hier mehr los. Im Winter, mache ich nicht so viel Geschäft. (EP, Jänner 2011, Sorin)

Auch Christof (26 Jahre alt) aus Tschechien berichtete hierzu Ähnliches: *„Ich arbeite meistens neun bis zehn Stunden am Tag und mach einen Tag frei, pro Woche. Manchmal zwei. Verschieden. Immer arbeiten oder hier warten. Auch Samstag und Sonntag manchmal. Es ist schon sehr anstrengend, aber du musst halt“ (EP, April 2011).*

Nun möchte ich die vorhin erwähnten „Freizeitmöglichkeiten“ kurz ansprechen. Die Männer entscheiden selbst darüber, wie lange sie sich auf die Suche nach Arbeit begeben. Je nachdem wie viele ökonomische Ressourcen gerade zur Verfügung stehen, besteht entweder die Notwendigkeit ein Einkommen zu erzielen oder die Möglichkeit einige Tage Freizeit zu verbringen. Meine Gesprächspartner würden zu jeder Tageszeit arbeiten, wie sie angaben. Abhängig davon, welche Optionen sich ergeben, wären sie rund um die Uhr abrufbar. Wenn sich längere Zeit keine Möglichkeit zu arbeiten ergibt, kann hierbei nicht von „Freizeit“ gesprochen werden. Vielmehr verstärkt sich die existenzielle Unsicherheit durch den Lohnausfall. Da die Sicherheit auf ein regelmäßiges Einkommen fehlt, kommt es zur Flexploitation wie Bourdieu beschreibt (vgl. Bourdieu, 1998: 100).

8.6.4.2. Tätigkeiten

Ähnlich wie in Zeitungsartikeln beschrieben, bieten die Akteure verschiedenste Handwerkstätigkeiten an.

Fiori zitierte im Bericht der Wiener Zeitung hierzu Alin: *„Wir machen alles – egal. Umziehen, Ausmalen, im Garten arbeiten – was immer gebraucht wird“* (Alin nach Fiori, S.127). Vergleichbares hörte auch ich von meinen Gesprächspartnern. Es waren darunter Boden- bzw. Fliesenleger, Maler, Elektriker und andere Handwerker, die verschiedenste Dienste aus dem Baugewerbe anboten.

Die Männer differenzieren zwischen „guten“ und „schlechten Baustellen“ wie auch „leichten“ und „harten Arbeiten“. Unterschiede zwischen diesen werden an der Dauer des Auftrages, an der Tätigkeit, am Lohn wie auch am Arbeitgeber festgemacht. „Gute Baustellen“ sind von längerer Dauer und gut bezahlt. Wünschenswert sind lange Baustellen, die über mehrere Wochen und auch Monate andauern.

Sprechen die Männer von „schlechten Baustellen“, was die Mehrheit ihrer Aufträge darstellt, handelt es sich um Dienste, die sich nur wenige Stunden oder ein bis zwei Tage erstrecken und dem Körper viel an Kraft abverlangen. Alle meine Gesprächspartner machten sowohl

positive wie auch negative Erfahrungen mit ArbeitgeberInnen. Die Tätigkeiten wurden als „hart“ und „anstrengend“ beschrieben.

Anjo illustrierte mir hierzu einen Auftrag, der ihm trotz körperlicher Anstrengung positiv im Gedächtnis blieb:

Ich habe einmal bei einem geholfen, eine Art Schwimmbad aufzubauen. Das war in Purkersdorf. Harte Arbeit. Überall hatte ich Blasen. Meine Hände waren aufgeschürft und [die Arbeit] ging in den Rücken. Ich habe vier Tage lang gearbeitet und habe 10 € in der Stunde bekommen. Die Frau von Peter [des Auftraggebers] hat jeden Tag für uns gekocht. Wir hatten zu trinken, essen und alles. Peter hat auch selbst sehr viel gemacht. Wir haben zusammen gearbeitet. Das war gut so. Am Abend hat Peter uns dann zurück nach Wien gebracht, damit wir heim fahren konnten. Einmal hat er mich auch zu meiner Wohnung gebracht, weil da war ich sehr müde. (EP, März 2011, Anjo)

Anjos Erfahrung wäre ein Beispiel für Marshall Sahlins' „balancierte Reziprozität“. Darunter versteht Sahlins „[...] exchange at the boundaries of a group is balanced, with a concern for adequate and timely reciprocation“ (Carrier, 2002:219). Die beiden Sozialanthropologen Barnard und Spencer definieren balancierte Reziprozität wie folgt: „Balanced reciprocity involves exchanges of equal values between people, [...]“ (Barnard/Spencer, 2002: 619). Die Interaktion zwischen Anjo und Peter, seinem Auftraggeber, zeigte meiner Ansicht nach einen äquivalenten Austausch.

Sorin erklärte mir hierzu Folgendes: „Die Hälfte der Chefs ist korrekt. Viele Idioten sind dabei.“ Anschließend fügte er hinzu: „Aber ich hab auch schon einmal mehr bekommen, als ausgemacht war“ (EP, März 2011). Auch diese Darlegung verdeutlicht meines Erachtens Sahlins' Auffassung von balancierter Reziprozität und zeigt die Wertschätzung, die Sorin für seine Leistung erfährt.

Dano hingegen veranschaulichte eine negative Erfahrung:

Vor einem Monat hab ich bei einem den Keller verfließt. Ich hab gearbeitet zwei Tage. Am ersten Tag war es gut. Ich hab gemacht acht Stunden und hab bezahlt bekommen, wie ausgemacht war. Am zweiten Tag habe ich dann fünf Stunden gemacht. Dann war alles fertig. Sehr gut. Und dann hat der gesagt, er hat am ersten Tag schon alles gegeben. Aber war nicht so. Weil wir haben anders besprochen. Der wollt nicht mehr hergeben und hat zu mir gesagt, verschwinde. George stimmte Dano in diesem Gespräch zu: Ähnlich ist es mir auch schon mal gegangen. Du arbeitest den ganzen Tag und bekommst nichts, das ist eine Katastrophe! (EP, Februar 2011)

George's Erlebnis hingegen ist meiner Anschauung nach ein Beispiel dafür, was Sahlins unter „negativer Reziprozität“ versteht. Sahlins beschreibt mit negativer Reziprozität eine

Interaktion zwischen Fremden, wobei darauf abgezielt wird, auf Kosten des Anderen Profit zu erlangen (vgl. Carrier 2002:219 und Barnard/Spencer, 2002: 619).

8.4.4.3. Ausbildung

Die Ausbildung bzw. Qualifikation der Akteure stellt ein wesentliches Kriterium bei der Arbeitssuche dar und bedingt sowohl die Arbeitsmöglichkeiten als auch den Lohn. Wie es in einigen vorangestellten Beispielen bereits deutlich wurde, weisen meine Gesprächspartner vielschichtige Kenntnisse auf.

Für Castel ist die Identifikation mit der auszuführenden Arbeit ein ausschlaggebendes Kriterium, um eine Beschäftigung als prekär zu bezeichnen (vgl. 2009: 17). Da die Mehrheit meiner Gesprächspartner unterschiedlichste Dienste anbietet und stets neue Anforderungen bestehen, kann davon ausgegangen werden, dass die Männer sich mit den jeweiligen Aufgaben nicht immer identifizieren können.

George berichtete mir hierbei von einer Ausbildung als Bäcker. Auf der Triester Straße bietet er jedoch Tätigkeiten an, die nichts mit seinem erlernten Beruf gemein haben.

Ich habe eine gute Schule in Rumänien besucht und hab eine Bäckerlehre angefangen. Hier mache ich andere Arbeiten. Ich kann mittlerweile gut tapezieren und streichen, malen. Trockenbau und so. Ein Freund gibt mir viele Tipps. Aber Elektrik kann ich nicht. Das ist zu schwer. (EP, Jänner 2011)

George hebt die Qualifikationen von befreundeten Kollegen hervor, die ihm mit Ratschlägen stets zur Seite stehen. Er richtet sich, sofern es ihm möglich erscheint, nach den Anforderungen seiner AuftraggeberInnen und versucht sich stets neue Fertigkeiten anzueignen. Routine kann dabei allerdings nicht aufkommen und aufgrund der ständig wechselnden Aufgabenbereiche und den damit verbundenen Leistungsdruck kann es ebenso zu Flexploitation kommen.

Sorin hat eine Maurerlehre in Rumänien abgeschlossen. Wie andere auch, bietet Sorin auf der Triester Straße verschiedene Handwerkstätigkeiten an. Seine Ausbildung nutzt er jedoch bei der Arbeitssuche, wie er hervorhob. „*Ich bin gelernter Maurer. Wenn ein Chef kommt, dann kann ich sagen, ich habe schon dies und das gemacht. Andere machen nur Helfer. Ich nicht.*“

Wie hier ersichtlich wird, versucht Sorin sich aufgrund seiner Ausbildung selbst von anderen Arbeitsuchenden hervorzuheben. Die Ausbildung wird demnach zu einem Statussymbol und dient auch als Differenzmarkierung zu anderen. Mit einer guten Ausbildung steigen die Verdienstmöglichkeiten. Sorin beklagte sich darüber, dass seine Qualifikationen häufig unterschätzt werden und bedauerte zugleich, dass er kaum Möglichkeiten hätte, seine Arbeit selbst mit zu gestalten. *„Oft mache ich Arbeiten, wo ich weiß, dass es anders besser klappen würde, aber Chefs glauben nicht, wenn ich sage so ist besser.“ (EP, Jänner 2011).*

Ciprian arbeitete, wie bereits beschrieben, vor seiner Immigration nach Österreich in einer Werkstatt. Aufgrund seiner Kenntnisse ergab sich eine gute Arbeitsgelegenheit. *„Ich habe einen kennengelernt, der arbeitet in einer Werkstatt. Ich habe ihm erzählt, dass ich als Mechaniker- in Rumänien gearbeitet habe“ (EP, Februar 2011).* Der Auftraggeber benötigte eine Aushilfe für ein paar Tage, wie es Ciprian präziserte, in denen er dem Arbeitgeber seine Qualifikationen beweisen konnte.

Ich habe Autoteile lackiert, Reifen gewechselt und Motoren repariert. Weil ich weiß, wie alles geht, war es kein Problem. Der Chef war zufrieden und hat mich auch korrekt bezahlt. Zwei Wochen war ich dort. Seitdem ruft mich immer wieder an, wenn er einen Helfer braucht. Er sagt mir, wenn er viel zu tun hat und so kann ich immer wieder ein paar Tage für ihn arbeiten. (EP, Februar 2011, Ciprian)

Die Männer tauschen sich über ihre Erfahrungen aus und unterstützen sich gegenseitig mit Ratschlägen. Die Ausführung unterschiedlicher Handwerkstätigkeiten, die Beschaffenheit verschiedener Materialien und die Erleichterung der Arbeitsvorgänge wurden in Gesprächen häufiger kommuniziert. Einerseits lernen die Akteure im Austausch miteinander von Fehlern und Erfahrungen anderer, andererseits werden Ausbildung und Erfahrungen zu symbolischen Kapital, wodurch sich Akteure selbst positionieren oder auch von anderen positioniert werden. Anhand der Ausbildung wurden Hierarchiestrukturen unter den Männern erkennbar. Aspekte, die zuvor noch als relevant erachtet wurden, wie beispielsweise Herkunft und gesetzliche Rahmenbedingungen, spielten in Gesprächen über die Ausbildung bzw. über Erfahrungen nur eine untergeordnete Rolle und schienen dabei nicht weiter von Bedeutung zu sein.

„Learning by doing“ war ein zentrales Element, welches in Gesprächen stets hervortrat. *„Es klappt nicht immer alles sofort, manchmal musst du überlegen, und probierst dann neu“ (EP, Februar 2011, George, Gespräch übersetzt von Damir).*

Die Arbeitserfahrungen, die sich im Laufe vieler Aufträge ansammeln, stellen ein wesentliches Kriterium dar. Individuell werden Erfahrungen, Techniken und Fertigkeiten verinnerlicht bzw. erlernt und können in späteren Aufträgen umgesetzt werden, wie es Petre konkretisierte. *„Du lernst immer dazu. Wenn du etwas nicht kannst, dann lernst du es. Du probierst und das nächste Mal weißt du dann, wie es geht“ (EP, Februar 2011, Petre, Gespräch übersetzt von Sorin).* Die aktive Partizipation an der Arbeitsgestaltung fehlt jedoch zumeist.

8.6.4.4. Interaktion

Die Aufträge werden mehrheitlich auf dem Gehweg oder am Parkplatz der Tankstelle ausgehandelt. Wie ich es feststellte, werden gelegentlich Dienste auch vom Autofenster aus vereinbart.¹⁶

Bei einem meiner Aufenthalte im April 2011 beobachtete ich eine derartige Interaktion. Ich hielt mich am Gehweg gegenüber vom Baumarkt auf. Der Morgenverkehr staute sich. An der Kreuzung bildete sich eine Kolonne und viele arbeitssuchende Männer boten sich per Handzeichen den vorbeifahrenden Autos an. Ich unterhielt mich gerade mit Sorin, und sah auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen Bus, der vom Parkplatz des Baumarktgeländes an die Kreuzung heran fuhr. Während der Rotphase wandte sich der Beifahrer im Wagen mit einer Handgeste an die arbeitssuchenden Männer, die sich am Gehweg aufhielten. Mehrere Männer kamen ans geöffnete Fenster heran und erkundigten sich bei den beiden Männern im Wagen. Einer der Arbeitssuchenden deutete mit seinen Fingern die Zahl Sechs. Der Beifahrer und der Fahrer tauschten ihre Blicke aus. Der Lenker nickte. Zugleich deutete der Beifahrer mit der Hand nach hinten. Einer der arbeitssuchenden Männer begab sich auf den Laderaum des Fahrzeugs und fuhr mit den beiden Männern davon. Die gesamte Vereinbarung dauerte nicht länger als eine Rotphase an der Kreuzung (EP, April 2011). Die Abmachungen werden,

¹⁶ Siehe beispielsweise Kapitel 8.5.3. (Kontaktaufnahme)

wie an diesem Beispiel ersichtlich wird, möglichst rasch getroffen, da die Angst erwischt zu werden stets präsent ist.

Der Ausblick auf Arbeit verändert die gesamte Situation und strukturiert das Handeln aller Akteure. Direkte Konkurrenz bestimmt den Umgang der Männer untereinander und jeder versucht für sich Arbeit zu bekommen.

Ähnlich wie in Zeitungsberichten beschrieben, versammeln sich innerhalb von kurzer Zeit mehrere Arbeitsuchende um einen potentiellen Kunden. Vergleichbar war auch meine Erfahrung, als ich versuchte mit den Männern Kontakt aufzunehmen. Als die Arbeitsuchenden über mich als Forscherin Bescheid wussten, ließen sie mich etwas außen vor und konzentrierten sich auf andere Interessenten. Dabei werden dem/r potentiellen ArbeitgeberIn die eigenen Kenntnisse und Erfahrungen sowie die, der befreundeten Kollegen, bestmöglich präsentiert.

Ich erlebte, wie Arbeiter „ausgewählt“ wurden und wie es in den Artikeln bereits herausgefiltert wurde, sind Angebot und Nachfrage, Lohn, Ausbildung und Sprache ausschlaggebende Kriterien dafür eine Arbeit zu bekommen.

Sorin schätzt seine Sprachkenntnisse als äußerst wichtig ein, da sich so „bessere Arbeitsmöglichkeiten“ ergeben würden. *„Du musst ein bisschen Deutsch sprechen können. Wenn Leute dich nicht verstehen, dann ist es schwierig Arbeit zu finden. Der Chef muss sich mit dir verständigen können“* (EP, Februar 2011, Sorin). Marian ergänzte hierzu: *„Ich verstehe nicht immer alles. Aber das ich sage nicht. Weil dann suchen sie andere aus. Ich sage nur ja und mache, was ich für richtig halte. Wenn es falsch ist, dann lass ich es mir zeigen und dann ich mach so“* (EP, Februar 2011, Marian).

Fortgeschrittene Kenntnisse der deutschen Sprache verbessern die Chancen der Arbeitsuchenden, beschäftigt zu werden. Zudem stellen die erlernten Sprachkenntnisse symbolisches Kapital dar, durch welches sich die Akteure selbst von anderen hervorheben können.

Verhandlungssituationen schienen gelegentlich angespannt, rau und teilweise auch feindselig zu sein. Als ich bei einem meiner Aufenthalte im Shop der OMV Tankstelle stand,

beobachtete ich, dass ein älterer Mann auf eine Gruppe von vier Männern zuing. Der Mann, den ich als potentiellen Auftraggeber einschätzte, trug Arbeitskleidung. In seinen Händen hielt er ein paar Arbeitshandschuhe. Nach wenigen Minuten versammelten sich zehn oder elf Männer um den Auftraggeber herum. Einer versuchte sich in den Vordergrund zu drängen und stieß die anderen mit dem Ellenbogen zurück. Mit einem Nicken wandte sich der Auftraggeber einem der Männer zu. Die Situation erschien mir sehr unruhig. Der eine Mann, der die anderen zuvor zurückgestoßen hatte, deutete mit seiner Hand, beharrlich auf sich selbst, was in mir den Eindruck erweckte, dass er sich so profilieren wollte. Der Arbeitgeber zeigte mit den Fingern eine Fünf. Einige der arbeitssuchenden Männer schüttelten ihren Kopf und gestikulierten mit ihren Händen, was ich hier als Verhandlungsgesten interpretierte. Aus verschiedenen Handbewegungen heraus konnte ich Zustimmung wie auch Ablehnung erkennen. Der Auftraggeber deutete mit dem Zeigefinger auf zwei Männer. Die beiden Männer, die „ausgewählt“ wurden, reagierten mit einem Nicken, was auf ihr Einverständnis hinwies. Der Auftraggeber blickte auf seine Uhr und machte sie darauf aufmerksam, dass sie ihm folgen sollten. Den anderen gab er mit einer abweisenden Handbewegung zu verstehen, dass er kein Interesse an ihnen hat. Dann ging er mit den beiden Arbeitern über den Zebrastreifen auf die andere Straßenseite. Dort verschwanden sie in der Seitenstraße. Als sich der Auftraggeber mit den beiden Arbeitern entfernte, brach unter den anderen Männern eine Meinungsverschiedenheit aus. Einer der Akteure rempelte einen anderen stark an und stieß diesen zur Seite. Dieser blickte fragend, schüttelte seinen Kopf und drehte sich weg. Der andere, der sehr aufgebracht zu sein schien, fing an zu fluchen bzw. zu schreien. Sein Kollege umgriff seine Schultern und zog ihn mit sich. Nach wenigen Minuten entfernten sich die Männer, sichtlich verärgert, voneinander (EP, Jänner 2011).

Öfters erlebte ich unter den Männern Wut, Ärger und Verdruss nach solchen Verhandlungen. Der Sicherheitsbeauftragte des *OBI* Baumarktes schilderte mir hierzu von sehr gewaltsamen Auseinandersetzungen: *„Es gibt da einen, der heißt Konstantin. Der prügelt andere regelmäßig mit einer Glasflasche nieder, nur weil es um Arbeit geht“* (EP, März 2011). Blei gab im Artikel des FH-Magazins ein Gespräch mit dem Detektiven des Baumarktes wieder, der ebenso von gewaltsamen Handlungen sprach. *„Das ist der Nachteil der EU. Durch die Öffnung der Grenzen kommen Leute wie die, die zuvor noch ausgesperrt wurden. [...] Hier gibt es*

immer wieder Schlägereien, [...]“ (S.126). Der Detektiv verweist in seiner Aussage vorrangig auf Migranten, denen er die Schuld für die Problematik zuschreibt und Fremdenfeindlichkeit kommt dabei zum Vorschein. Ich selbst erlebte keine derartige gewaltsame Auseinandersetzung, jedoch erzählte Sorin hierzu Folgendes:

Es wird immer schlimmer. Jeder hier muss schauen für sich. Damit musst du einfach klarkommen. Wenn ich bekomme Arbeit, dann ist gut. Ansonsten was soll ich tun? Jeder hier braucht einen Job. [längere Pause] Das ist schlimm, aber das ist so. Es kommen immer mehr Leute die Arbeit brauchen und nur wenige Chefs. Die kommen und sagen vier Euro und wen du sagst nein, dann gehen sie weiter zu andere. (EP, Jänner 2011, Sorin)

Im Gespräch mit Sorin, Petre und Marian erfuhr ich, dass es in kleineren Gruppen Bestrebungen gäbe, kollegial Abmachungen bezüglich der Löhne zu treffen, um der Ausbeutung der Arbeitgeber solidarisch entgegen zu wirken. In Gruppen versuchen die Arbeitsuchenden demnach „interne Regeln“ für sich zu schaffen. Durch persönlichen Druck, Not und Dringlichkeit eine Arbeit zu finden, ist es jedoch schwer bzw. kaum möglich eine Gemeinschaft oder Zusammenhalt aufzubauen, wie es im folgenden Zitat ersichtlich wird.

Wir (Sorin zeigte dabei auf die Männergruppe, die ihn umgab) haben uns ausgemacht, wir arbeiten nicht unter 7 €. Für 7€ machen wir nur leichte Arbeit, wo du nicht viel schwitzt. Für schwere und harte Arbeit verlange ich 8€. Wenn ich lange keine Arbeit finde, dann mach ich alles um 7€. Aber nicht unter 7€. Es sind hier Leute dabei, die machen schon Arbeiten um 5€ oder auch weniger. Idioten! [...] Idioten, weil die es für uns alle schwermachen. Wenn ein Chef kommt und du sagst 7€, dann kommt ein anderer und sagt, ich mache für weniger und dann nehmen sie den. Das ist so. Die verstehen nicht, dass wir alle das gleiche verlangen müssen. So haben wir keine Chance. 4 € ist zu wenig. Davon kannst du hier nicht leben! Zehn Stunden hart arbeiten und dann nur 40 €? Ich mache gute Arbeit. Korrekt. Da kann ich nicht um 4 €. Aber wenn andere so machen, dann musst du irgendwann einfach nachgeben“. Ein anderer Mann stimmte Sorin zu und sagte: „Die da, die machen alles billiger. [zeigt auf eine andere Gruppe von Männern] Wenn ich sage 7 €, dann kommt einer und sagt nur 5 €. Die machen alles kaputt. Das ist für uns schlecht und auch für österreichische Markt, wenn jemand macht für 4 €. (EP, Februar 2011)

Die Männer teilen dieselben Bedingungen, jedoch kämpft vorrangig jeder für sich, wie Sorin betont. Jeder muss sich sein Überleben sichern und aufgrund der zu geringen Nachfrage unterbieten sich die Arbeitsuchenden oft gegenseitig während der Lohnvereinbarungen. Nur wenn sich für mehrere Arbeitsuchende zeitgleich die Möglichkeit eine Arbeit zu bekommen bot, waren freundschaftliche, kollegiale Beziehungen erkennbar.

Die Arbeitgeber nutzen die konkurrenzorientierte Marktbeschaffenheit zu ihren Gunsten und da es den Arbeitsuchenden sowohl an Sicherheit und arbeitsrechtlichen Vorschriften als auch gewerkschaftlichen Interessensvertretungen fehlt, sind sie diesen Bedingungen ausgeliefert.

Die Männer wissen, dass sie aufgrund ihrer ausweglosen Situation ausgenutzt werden und dass sie sich den Forderungen des Marktes und der ArbeitgeberInnen sowie den Dumping-Löhnen beugen müssen, solange sie sich nicht zusammenschließen. Die starke Konkurrenz untergräbt jedoch die Solidarität unter den Arbeitsuchenden und es zeigt sich, wie Bourdieu beschreibt, ein Kampf aller gegen alle (vgl. 1998:101).

Potentielle Arbeitgeber nahm ich sehr unterschiedlich wahr. Inwiefern es sich um gewerbliche oder private Auftraggeber handelte, konnte ich aus meinen Beobachtungen heraus nicht feststellen. Gelegentlich kamen Männer mit kleineren Firmenbussen und nahmen mehrere Arbeitsuchende mit, wodurch ich vermutete, dass es sich um Unternehmer handelte. Anjo erzählte mir hierzu, dass es ungleichmäßig sei. *„Oft kommen große Firmen, die brauchen dann meistens jemanden für ein oder zwei Wochen. Da musst du schauen, dass du dazukommst! Aber es sind momentan mehr private Kunden“* (EP, März 2011).

Aufgrund der prekären Lage der Arbeitsuchenden befinden sich Auftraggeber in einer privilegierten Position. Wie es bereits in der Illustration von guten und schlechten Baustellen ersichtlich wurde, verlaufen Interaktionen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unterschiedlich und weisen auf die gesellschaftliche Anerkennung und den Status, der den Arbeitsuchenden zukommt, hin.

Das Verhalten der Auftraggeber sowie das „Auswahlverfahren“ nahm ich teilweise als sehr herablassend und entwürdigend wahr. Zum anderen beobachtete ich aber auch Situationen, die respektvoll und freundlich zu sein schienen.

Bei einem meiner Aufenthalte im März stand ich im Shop der BP Tankstelle. Ein Mann (ich schätze ihn circa auf 40 Jahre alt) kam mit einem Kleinbus zur Tankstelle gefahren. Lange Zeit stand er neben der Tanksäule und blickte sich um. Er tankte seinen Wagen. Danach fuhr er mit seinem Kleintransporter in die Waschanlage. Er stieg aus dem Fahrzeug und wandte sich in Richtung Gehsteig. Er rauchte eine Zigarette und musterte ein paar Arbeiter aus der Ferne. Er ging auf drei Männer zu, die unweit von der Tankstelle standen. Er unterhielt sich mit ihnen mehrere Minuten lang. Er gestikulierte zwei anderen, die beide für sich alleine dort standen, dass sie näher kommen sollten. Zugleich kamen auch andere Arbeitsuchende heran. Während der Mann, den ich als potentiellen Arbeitgeber einschätzte, sprach, verhielten sich

die Männer um ihn herum ruhig. Dann sprachen mehrere Arbeitsuchende gleichzeitig mit dem Herrn. Sie tauschten sich untereinander aus, vermutlich um sich gegenseitig die Forderungen zu erklären. Der potentielle Kunde wandte sich einem der Männer zu. Er klopfte diesem auf den Rücken und auf die Schulter. Danach sah er sich die Hände zweier Arbeiter an. Er nahm die Hand eines Arbeiters und betrachtete dessen Handrücken prüfend. Er drehte seine Hand um, damit er auch die Handinnenfläche „untersuchen“ konnte. Es schien wie eine „gesundheitliche Überprüfung“. Drei Männer wandten sich kopfschüttelnd ab und entfernten sich ein Stück. Die anderen Arbeitsuchenden zeigten ebenfalls ihre Hände. Der vermeintliche Auftraggeber entfernte sich von den Männern mit einer zurückweisenden Handgeste. Er rauchte erneut eine Zigarette. Er wandte sich wieder den Arbeitern zu und gab vier Männern zu verstehen, dass sie mitkommen sollten. Er ging ihnen ein Stück voraus. Er fuhr seinen Wagen aus der Waschstraße. Einer der Arbeiter stieg bei der Beifahrerseite zu. Die anderen drei setzten sich auf die Ladefläche des Kleinbusses. Danach fuhren die Männer gemeinsam los (EP, März 2011).

Als der Auftraggeber mit den vier Arbeitern nicht mehr zu sehen war, versuchte ich zu den zwei zurück gelassenen Männern Kontakt aufzunehmen, um sie nach dieser Begebenheit zu befragen. Patrik (32 Jahre alt) und Ruda (41 Jahre alt) kommen beiden aus Tschechien. Ruda lebt seit über 15 Jahren in Österreich und kommt, wie er angab, nur gelegentlich auf die Triester Straße. Patrik hingegen lebt seit zwei Jahren in Österreich und steht, wie er es schilderte, „*wenn es sein muss täglich*“ dort. Über die Begebenheit, die sich zuvor zutrug, wollten die beiden nichts sagen. Ruda drehte sich von mir weg und blickte zu Boden. Patrik schüttelte seinen Kopf und meinte: „*Es ist scheiße. Dreckig. Du bist nichts Wert auf der Welt! Nichts!*“ (EP, März 2011).

Anhand dieser Beobachtung wird ersichtlich, dass der potentielle Auftraggeber seinen Fokus besonders auf die körperliche Verfassung und insbesondere auf die Vitalität der Männer legte. Inwiefern andere Faktoren, wie die Qualifikation oder die Sprache, dabei berücksichtigt wurden, konnte ich nicht herausfinden. Die gesamte Interaktion erweckte in mir den Eindruck einer „Begutachtung einer Ware bzw. eines Konsumartikels“ und verbildlicht zumal die Ausbeutung der Arbeitskräfte, während sie den Akteuren ein Gefühl der Wertlosigkeit vermittelt.

Eine andere Begegnung beobachtete ich vom Café *Ramada* aus. Ein Mann mittleren Alters kam zu zwei Männern, die beisammen standen, heran. Das Gespräch dauerte nur sehr kurz. Als andere Arbeitsuchende dazu kommen wollten, reagierte der Mann, den ich als Kunde einschätzte, mit einem Kopfschütteln und gab zu verstehen, dass er kein Interesse an ihnen hätte. Der Auftraggeber tauschte sich mit den beiden Arbeitern aus. Nach wenigen Minuten holte er ein Blatt Papier hervor. Mein Eindruck dazu war, dass es sich um einen (Baustellen-) Plan handelte. Er deutete auf das Blatt Papier und blickte die beiden Männer fragend an. Die beiden Arbeiter nickten zustimmend. Anhand ihrer Gestik und Mimik vermute ich, dass sie die Aufgaben sowie einzelne Arbeitsschritte besprachen. Danach deutete der Interessent mit einer kreisenden Handbewegung auf die *OMV* Tankstelle. Die zwei Arbeiter nickten. Das Gespräch wurde mit einem Handschlag beendet. Anschließend ging der Auftraggeber über die Straße in Richtung Baumarkt. Die beiden Arbeiter blieben stehen und unterhielten sich miteinander und folgten ihm erst nach einigen Minuten (EP, Februar 2011).

Die eben beschriebene Verhandlungssituation kann als Gegenbeispiel zur vorigen Beobachtung verstanden werden. Der Austausch über den Bauplan vermittelte mir den Anschein, dass der Auftraggeber den Arbeitern fachliche Kompetenz einräumt. Der Auftraggeber nutzt zwar die irregulär erbrachten Leistungen, wodurch jegliche Absicherung bezüglich der Arbeit fehlt, jedoch erschien sein Verhalten den Arbeitsuchenden gegenüber fairer und wertschätzender.

Zumeist würden Aufträge einen Tag vor Arbeitsantritt oder am selben Tag ausgehandelt werden, wie mir Sorin erklärte. Die Akteure wissen oft nicht, was auf sie zukommt und oftmals auch nicht wohin sie die Arbeit führt. Ungewissheit bezüglich Arbeit, Arbeitszeit sowie Unsicherheit bezüglich des Lohns sind stets gegenwärtig. Die Arbeiter wissen nichts über ihre ArbeitgeberInnen und können sich nur auf ihr Gefühl verlassen. George äußerte sich hierzu folgendermaßen:

„Für Österreicher und Deutsche arbeite ich gern. Die zahlen pünktlich und korrekt. Wie ausgemacht. Bei Arabern musst du mehr aufpassen“ (EP, Februar 2011). Indem sich George auf die Nationalität seiner ArbeitgeberInnen bezieht, werden seine eigenen Vorurteile erkennbar.

Aufgrund der ständigen Befürchtung erwischt zu werden haben die Arbeitsuchenden zumeist kaum Bedenkzeit. Ich sprach mit George darüber und fragte, ihn nach seinen Ängsten. George meinte zu mir:

Ich habe keine Angst. Wieso auch? Ich kann mich gut wehren und was soll schon passieren? Sterben müssen wir irgendwann sowieso alle. Es sterben kleine Kinder mit zwei Jahren, jeden Tag, weil sie nichts zu essen haben. Das ist also egal. Ich habe keine Angst. (EP, Februar 2011)

George verdrängt hier vordergründig seine Ängste. Doch im Vergleich zu anderen katastrophalen Zuständen an anderen Orten der Welt, die er zieht, wird seine Verzweiflung erkennbar.

8.6.5. Austausch und Probleme

Für viele meiner Gesprächspartner stellt die Triester Straße nicht nur einen Treffpunkt dar, um Arbeit zu finden, sondern dient auch als Ort des Austausches. In Gesprächen werden Ängste und Probleme erörtert und Ratschläge wie auch nützliche Informationen ausgetauscht. Aufgrund unterschiedlicher Sprachkenntnisse sind die Austauschmöglichkeiten, wie bereits erwähnt, untereinander eingeschränkt. Es bildet sich eine eigene Form der Kommunikation unter den anzutreffenden Akteuren, die sich aus einem Gemisch vieler Sprachen zusammensetzt. Erfahrungen und Hintergründe werden einander mitgeteilt, während mit heiteren Begebenheiten und Erzählungen versucht wird sich von den prekären Umständen abzulenken. In diesen Begegnungen erlebte ich Zusammenhalt unter vielen Männern, da sie doch denselben Bedingungen auf der Straße ausgesetzt sind und vor allem ähnliche Vorstellungen teilen. Hierzu möchte ich Georges Aussage nochmal aufgreifen: „*Wenn ich nicht weiß, weil ich mir Gedanken mache, dann treffe ich Leute hier. Du kannst sprechen über Probleme und die wissen Bescheid. Viele Kollegen sind hier und die haben gleiche Probleme, wie ich*“ (EP, Februar, 2011, George).

Allerdings grenzen sich die Akteure auch aufgrund verschiedener Aspekte voneinander ab, wie es anhand mancher Beispiele¹⁷ bereits ersichtlich wurde. Manche meiner Interviewpartner

¹⁷ Siehe vor allem Kapitel 8.6.1.2. (Marginalisierung)

kehrten dabei vor allem die Ungerechtigkeit hervor, dass ihnen allen dieselben Eigenschaften zugeschrieben werden und dass ihnen oftmals eine kollektive Identität übergestülpt wird.

Dazu möchte ich eine Gruppendiskussion wiedergeben und auf eine Problematik aufmerksam machen, die mir während meiner Forschung einige Male begegnete.

Sorin äußerte Folgendes: *Die da machen für uns alle schlecht.* [deutete dabei auf eine andere Gruppe von Männern] *Russen und Polen. Die trinken oft in der Früh schon, hier auf der Straße und lassen Leute nicht in Ruhe. Wenn ich etwas trinken möchte, dann mach ich das auch. Aber ich gehe weg, in eine Ecke. Verstehst du? In eine Seitenstraße oder ich gehe da in das Lokal, damit nicht Leute vorbei kommen und mich so sehen. Die Leute denken immer, wir sind alle gleich und wir machen alle das gleiche. Aber das ist nicht so. Manche sind so und andere wieder so. Aber die Leute denken wir sind alle schlecht! Wir stehen stets weit weg von denen. Weil wir möchten nichts mit ihnen zu tun haben. Wenn keiner hier ist, den ich kenne, da ist es besser ich stehe allein.*

Ein schon etwas älterer Mann (Name unbekannt) bestärkte Sorin darin: *„Wir suchen eine Arbeit und wollen uns nicht betrinken. Wenn du getrunken hast, dann stellst dich kein Chef ein.*

Petre unterbrach den älteren Herrn: *Wenn du hier bist, wird dir alles egal. Du vergisst, was gut und was schlecht ist. Die Leute sind ja zu uns so. Wenn ich trinken möchte, dann mach ich das. Mir ist es egal was alle sagen. Wenn ich hier steh den ganzen Tag, was soll ich da sonst machen? (EP, Jänner, 2011, Gruppengespräch)*

Anhand dieses Beispiels wird ersichtlich, dass Petre im Alkoholkonsum eine Möglichkeit sieht, um der vorherrschenden Situation, die ihn umgibt, zu entfliehen. Andere Begegnungen weckten in mir denselben Eindruck und ließen mich darauf schließen, dass einige Akteure im Alkoholkonsum einen Ausweg sehen. Es wurde aber auch deutlich, dass Sorin nicht dieselben Vorstellungen teilt und dadurch Anderen den Vorwurf macht, mit ihrem Handeln ein „schlechtes Image“ auf alle dort Wartenden zuzuschreiben. Dabei betonte er die Nationalität jener, von denen er sich zu differenzieren versuchte.

8.4.6. Absicherung, Versicherung, Arbeitsunfälle, Gesundheit

Den arbeitssuchenden Männern auf der Triester Straße fehlt es an arbeits- und sozialrechtlichen Schutz und keiner meiner Gesprächspartner hatte eine gesundheitliche Absicherung oder Vorsorge. Aus diesem Grund war es für mich besonders wichtig, das Verhältnis zum eigenen Körper zu thematisieren und gesundheitliche Risiken zu hinterfragen.

Erkrankungen wie auch Arbeitsunfälle stellen eine ständig präsente Gefahr dar und werden weitgehend aus dem Bewusstsein verdrängt, wie es in Gesprächen immer wieder heraus zu hören war.

Christof berichtete, dass er schon mit erhöhter Temperatur gearbeitet hätte, da er einen guten Auftrag nicht verlieren wollte. *„Nein, nein. Ich kann nicht krank werden. Geht nicht. Ich muss arbeiten und Geld verdienen. Wenn du krank bist, bekommst du nichts. Das geht nicht. Du verlierst zwei drei Tage“*, demonstrierte Christof seine Bedenken (EP, April 2011, Christof).

Wie es anhand dieses Beispiels offensichtlich wird, verbindet Christof mit einer Erkrankung v. a. den Einkommensverlust von mehreren Arbeitstagen. Die eigene Gesundheit und die starke körperliche Belastung ließ er dabei eher außer Acht.

Sorin erzählte in einem Gruppengespräch Ähnliches:

Unfälle gibt es nicht. Darf nicht sein. Wenn was passiert, dann ist es scheiße. Du kannst nicht arbeiten und bekommst auch kein Geld. Wenn ich mich verletze, dann egal. Ich schaue zuerst und wenn es nicht schlimm ist, arbeite ich weiter, solange es geht. Du musst einfach“ Als ich Sorin nach Sicherheitsmaßnahmen am Arbeitsplatz fragte, sagte er bedacht: *„Du musst aufpassen, wenn du arbeitest. Du musst immer auf alles achten. Dann passiert auch nichts! Wenn die Arbeit gefährlich ist, dann mache ich langsamer.“* (EP, Februar 2011)

Sorins Hände sahen wund und zerschunden aus. Während eines Gesprächs im Café *Ramada* fiel mir auf, dass er zahlreiche Kratzer und Blutergüsse an den Unterarmen hatte. Als ich ihn darauf ansprach meinte er, dass es sich dabei nur um „kleine Sachen“ handeln würde, die er nicht weiter beachtenswert empfindet. *„Das spür ich gar nicht mehr“*, wie Sorin festhielt (EP, Februar 2011).

Angesichts der Dringlichkeit ein Einkommen zu erzielen, wird der Körper instrumentalisiert und muss wie eine „Maschine“ funktionieren. „Leichtere“ Erkrankungen bzw. Verletzungen werden zumeist nicht ernst genommen. „Schwere“ Unfälle werden als Existenzgefährdung erachtet, da nur mit einem „intakten“, gesunden Körper gearbeitet und damit Einkommen erzielt werden kann. Eine ärztliche Versorgung und Medikamente sind kaum erschwinglich und aufgrund der fehlenden gesundheitlichen Absicherung können viele meiner Gesprächspartner auch in Notsituationen außer einer Grundversorgung keine medizinische Behandlung in Anspruch nehmen, wie es in den folgenden Beispielen ersichtlich wird.

Ein Informant berichtete, dass er sich unlängst mit einem Hammer das Schienbein verletzte. Er zeigte mir die Wunde, die mir entzündet zu sein schien. Er beschrieb, dass er sich die Verletzung schon drei Wochen zuvor zugezogen hatte und er sein Bein die erste Woche kaum belasten konnte. „*Am Anfang war es schlimm. Alles war blau. Jetzt ist es schon wieder okay*“, wie er meinte. Eine medizinische Versorgung nahm er nicht in Anspruch, da er diese als unnötig ansah (EP, Februar 2011, Name unbekannt).

Meines Erachtens wäre eine ärztliche Versorgung dringend erforderlich gewesen. Jedoch ist anzunehmen, dass er aufgrund der fehlenden Krankenversicherung und aufgrund der ansonsten hohen Behandlungskosten es vorzog, keinen Arzt aufzusuchen und die Beschwerden herunterspielte.

Anjo informierte mich über einen schweren Unfall eines Kollegen und schilderte hierzu Folgendes:

Mir ist noch nie was passiert. Da hab ich Glück. Aber einer hier, hat sich den Daumen mit der Kreissäge abgeschnitten. Die Kollegen von der Baustelle sind mit ihm ins Krankenhaus gefahren und haben ihn dort abgesetzt. Dort haben sie sauber gemacht und alles verbunden. Aber der Daumen ist weg. Weil er konnte nicht zahlen 5000 €. Der Chef hat ihm dann 2000 € gegeben und hat gesagt er soll nach Rumänien fahren zu seiner Familie. Und das war's. (EP, März 2011, Anjo)

Anjo verdeutlichte mir, dass schwerwiegende Unfälle mit unleistbaren Behandlungskosten einhergehen und Menschen zu der Entscheidung drängen, entweder enorme Kosten auf sich zu nehmen, oder auf eine medizinische Versorgung, die über die Grundversorgung hinausgeht, zu verzichten. Der Auftraggeber in diesem Beispiel, löste die Situation für sich, indem er dem Beschäftigten eine Geldsumme zukommen ließ, die er vermutlich als angemessen einstufte.

8.6.7. Polizei und Kontrollorgane

Wie bereits in der Kontaktaufnahme beschrieben, war die polizeiliche Präsenz bei jedem meiner Aufenthalte sehr hoch. In regelmäßigen Abständen fuhren Polizeiautos vorbei und zweimal sah ich Polizisten zu Fuß entlang kommen.

Dabei wurde es gelegentlich sehr unruhig unter den Männern. Manche gingen davon, andere verteilten sich etwas. Wenige blieben stehen und versuchten meiner Ansicht nach, nicht weiter darauf zu achten.

Hierzu möchte ich das Gespräch mit Dano erneut aufgreifen:

Ich habe keine Erlaubnis für Arbeit. Aber Aufenthaltsgenehmigung schon. Viele Russen kommen illegal. Auch Ukraine. Die sind nicht bei der EU. Für die ist es schlimm, wenn sie von der Polizei gefragt werden. Ich kann meine Papiere zeigen. Für mich ist kein Problem, wenn ich hier stehe. (EP, Februar 2011)

In den Berichterstattungen wurde offen gelegt, dass die Polizei gelegentlich Personenkontrollen durchführt, wobei die Personaldaten aufgenommen und überprüft werden. Als ich Anjo nach dem Vorgehen der Polizei fragte, bestätigte er, dass es öfters Personenkontrollen gibt: *„Manchmal kommt die Polizei. Da musst du deine Papiere zeigen und sie kontrollieren dann, ob alles passt. Ob du korrekt in Österreich bist, oder nicht. Aber sie können nichts tun, wenn du stehst da und Papiere hast“* (EP, März 2011, Anjo). Wie aus diesem Zitat ersichtlich wird, spielen die gesetzliche Arbeitslage sowie der rechtliche Aufenthaltsstatus einer Person hinsichtlich einer Überprüfung eine zentrale Rolle. Ich selbst erlebte während meiner Feldforschung keine derartige Kontrolle.

Sorin gab hierzu Folgendes an: *„Ja, die sagen immer wir sind inkorrekt. Das ist nicht gut. Aber wir machen nichts und sie auch nicht!“* Sorin beschreibt das Vorgehen der Polizei ähnlich wie es auch in den Zeitungsartikeln offen gelegt wurde.¹⁸ Als ich Sorin danach fragte, ob er schon einmal Probleme mit der Polizei hatte, antwortete er:

Nein, noch nie. Zum Glück! Die Leute hier sind vorsichtig, weil die meisten nichts riskieren können! Es ist so, wenn ich für dich arbeite und es kommt jemand Kontrolle, dann sage ich, du gibst mir nichts. Nichts zu essen, kein Geld. Weil dann ist okay. Als Freund darf ich dir helfen, da machen sie nichts. Wenn ich sage, du gibst mir etwas, dann ist für uns beide schlecht. (EP, Februar 2011, Sorin)

Sorin spricht hierbei von „Nachbarschaftshilfe“ bzw. „Netzwerkshilfe“¹⁹. Da diese Form der Arbeit als „Aushilfe“ und dadurch nicht als gesetzeswidrig erachtet wird, sieht Sorin darin eine Lücke, in die er sich notfalls begeben kann, um nicht mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.

¹⁸ Siehe Kapitel 7.4.6. (Strafmaßnahmen und Kontrollen)

¹⁹ Siehe Kapitel 3.1. (Der irreguläre Sektor in Österreich)

In Zeitungsartikeln wurde zwar argumentiert, dass in Österreich erstrangig AuftraggeberInnen bestraft werden, jedoch widerlegten dies meine Gesprächspartner, indem sie mir zutrug, dass auch ihnen selbst hohe Strafen drohen können. Jarek beispielsweise erzählte von einer Razzia, bei der es zu seiner Festnahme kam. Diese fand nicht auf der Triester Straße, sondern auf einer Baustelle statt, bei der er tätig war.

Ich musste zur Polizeistation mitkommen. Das war vor sechs Jahren. Ich arbeitete auf einer Baustelle, als die Polizei gekommen ist. Sie sind zu mir gekommen und haben mir auf die Schulter geklopft. Sie haben mich nach meinen Papieren gefragt. Und ich sagte nur, ja. Können sie schauen. Ich habe ihnen meinen Pass gegeben und dann musste ich zur Polizeistation mitkommen. Ich musste viele Fragen beantworten. Sie fragten mich, was ich in Österreich mache, arbeite. Woher ich komme und alles. Sie waren sehr unfreundlich zu mir. Es dauerte alles sehr lange. Dort haben sie dann im Computer alles überprüft und ich habe ein riesiges Problem bekommen. Ich war elf Tage im Gefängnis und musste viel Strafe bezahlen. Ich habe zwar ein Visum, aber das ist kein Arbeitsvisum. (EP, April 2011, Jarek, Gespräch geführt von Raphael)

Im Artikel des Standards las ich von „Strafen fürs Herumstehen“ (Feka/Zelechowsli, S.131). Ähnliches erwähnte auch Sorin: „Ich hab schon einmal eine Strafe bekommen, nur weil ich da gestanden bin. 7 € musst ich zahlen, nur weil ich hier war. Sonst hatten die keinen Grund. Aber da kannst du nichts machen. Einfach still sein und zahlen“ (EP, März 2011). Auch ein anderer Informant (Name unbekannt) beklagte sich über dieses Vorgehen und meinte: „Wir stehlen nicht, wir rauchen nicht, wir brechen nicht ein. Wir sind fleißige Männer. Wir arbeiten. Das ist alles. Mehr tun wir nicht. Und dann sollen wir auch noch Strafe zahlen, weil wir einfach da stehen“ (EP, März 2011).

Diese Maßnahmen werden von meinen Gesprächspartner als diskriminierend empfunden, da sie sich dabei keines Vergehens bewusst sind. Des Weiteren veranschaulicht das vorangestellte Beispiel auch die Selbstwahrnehmung des Informanten und verleiht seinem Unverständnis mehr Ausdruck.

Fiori bezog sich im Artikel der Wiener Zeitung auf ein Gespräch mit Michael Pollak von der Bundespolizei. Pollak gab dabei an, dass solche Strafen aufgrund der „Behinderung anderer Fußgänger“ verhängt werden würden. Das Blockieren der Fußgängerwege würde laut Straßenverkehrsordnung als rechtswidrig erachtet werden und kann demnach mit Strafen belegt werden (S.129).

Letztlich kann daraus gefolgert werden, dass die Möglichkeiten gegen die Situation einzugreifen begrenzt sind. Die polizeiliche Präsenz ist zwar hoch, jedoch wird nichts aktiv unternommen, um die Problematik einzudämmen. Es bekräftigt sich das, was in der Analyse der Zeitungsartikel bereits offen gelegt wurde, nämlich dass die Problematik des „Arbeiterstrichs“ nicht das oberste Ziel darstellt, gegen welches vorgegangen wird. Blei bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Josef Kaindl, den Bezirksvorsteher des 10. Wiener Gemeindebezirks, der das Problem, hauptsächlich der bestehenden Nachfrage zuschreibt.

Auf der einen Seite verstehe ich natürlich die Not der Schwarzarbeiter, aber auf der anderen Seite habe ich absolut kein Verständnis für die Leute, die deren Dienste in Anspruch nehmen. Gäbe es keine Nachfrage, gäbe es auch bald kein Angebot mehr, so einfach ist das und wir wären den Ärger endlich los. (Kaindl nach Blei, S.123)

8.6.8. Anrainer

8.6.8.1. Umliegende Geschäfte

Im Folgenden möchte ich darlegen, wie die Angestellten der umliegenden Geschäfte die Gegebenheiten des „Arbeiterstrichs“ wahrnehmen und wie diese versuchen mit der Situation umzugehen. Wie es in der Analyse der Zeitungsberichte bereits beschrieben wurde, werden einige Maßnahmen ergriffen, um gegen die Problematik des „Arbeiterstrichs“ anzugehen. Sorin bestätigte die Informationen aus den Zeitungsartikeln und vermittelte mir die Situation folgendermaßen:

Wir dürfen hier am Gehweg stehen. Auf dem Parkplatz nicht. Weil das ist ein Privatgrundstück. Da dürfen wir eigentlich nicht hinein. Aber viele sagen nichts! Ein paar schon. Aber die müssen dann auch von Arbeit. Weil die sind angestellt und bekommen von Oben. Du weißt? (EP, Jänner 2011)

Viele meiner Gesprächspartner zeigten Verständnis für die Angestellten des Baumarktes und erachteten deren Arbeit als Vorschrift des Warenhauses. Allerdings schränken diese Maßnahmen den Handlungsraum der Arbeitsuchenden ein und werden von ihnen dadurch als belastend wahrgenommen.

Ich versuchte mit den Angestellten des Baumarktes zu sprechen und erkundigte mich, wie diese die vorherrschende Situation wahrnehmen. Zwei Angestellte, Herr R. (etwa 35 Jahre alt) und Herr T. (etwa 25 Jahre alt) verbalisierten ihre Eindrücke folgendermaßen:

Wir hier herrinnen bekommen nicht so viel mit. Wir sehen ja nicht auf die Straße hinaus und nehmen die Problematik gar nicht wahr. Nur in der Früh und am Abend. Am besten du fragst unseren Security. Der kann dir viel mehr erzählen, weil der den ganzen Tag dort draußen steht. Der sieht die Leute die ganze Zeit und hat viel mehr Einblick, in das was sich da abspielt. [...] Er passt auf, dass nichts gestohlen wird. Hier im Baumarkt aber auch auf den Parkplätzen. Er wurde vor sechs Monaten angestellt, weil sich die KundInnen so verunsichert fühlten. Keiner weiß so recht, wie man mit der Situation umgehen soll. Auch die Polizei kann nichts machen. Weil rumstehen ist ja nicht verboten und beim Einsteigen kann man auch noch nichts nachweisen. Die Situation ist schlimm für die Menschen. Furchtbar und schrecklich. (EP, Februar 2011, Herr R.)

Des Weiteren erzählte Herr T.: Unser Detektiv hat auch schon einiges erlebt. Der wurde einmal angegriffen. Das stand sogar in der Zeitung. Es gab schon öfters Schwierigkeiten und einmal hat man ihm die Nase gebrochen. Als das mit ihm geschah, war auch die Polizei hier. Dann war es für ein paar Monate ruhiger. Lange Zeit waren kaum Männer hier, aber jetzt fängt alles wieder von vorne an. Und es werden täglich mehr. [...] Wie es uns dabei geht? Naja. Eigentlich ist es mir egal. Angst habe ich keine, aber wir haben viele Mädels hier und die wollen am Abend, wenn wir zusperren, nur ungern allein hier sein. Der Detektiv achtet darauf, dass die KundInnen sich nicht belästigt fühlen und wenn's zu Raufereien kommt, am Gelände, dann greift er auch ein. Deshalb ist ihm ja auch schon öfters was passiert. Wenn Leute in Autos einsteigen, dann spricht er sie an und sagt, dass es verboten ist, Leute schwarz arbeiten zu lassen. Er versucht Kontakte zu unterbinden und da reagieren viele sehr wütend. Es ist nicht okay illegal zu arbeiten und noch viel schlimmer zu beauftragen. Das ist für uns alle schlecht. Man muss sich heute glücklich schätzen, wenn man eine fixe Arbeit hat. (EP, Februar 2011, Herr T.)

Die Situation der Arbeitsuchenden wird, wie es aus diesem Beispiel ersichtlich ist, als prekär und tragisch wahrgenommen. Die beiden Angestellten, mit denen ich sprach, äußerten mehrmals ihr Mitgefühl und Verständnis zur vorherrschenden Problematik der Arbeitsuchenden. Allerdings wurde das Vorgehen der Männer auch als geschäftsschädigend beschrieben, da potentielle KundInnen von den anzutreffenden Umständen auf der Triester Straße abgeschreckt werden.

Die arbeitsuchenden Männer müssen sich den Vorschriften des Baumarktes fügen, wobei hierzu die Machtlosigkeit der Polizei, gegen die Problematik vorzugehen, hervorgehoben wurde. Auch die bestehende Verunsicherung wurde angesprochen, da keiner eine Lösungsmöglichkeit weiß. Die Sicherheitsmaßnahmen seitens des Baumarktes lösen unterschiedliche Reaktionen aus. Der Sicherheitsbeauftragte Herr M. soll, laut den Angaben der zwei Verkäufer, KundInnen ein sicheres Einkaufsgefühl vermitteln, damit diese ungestört ihren Einkauf tätigen können. Andererseits wurde jedoch als Reaktion auf diese Sicherheitsmaßnahmen auch von Gewaltbereitschaft der Arbeitsuchenden berichtet.

Wie das Zitat zeigt, löst die prekäre Lage der arbeitssuchenden Männer, bei Herrn T. Sorgen über seine eigene Arbeitssituation aus. Es wurde anhand dieses Beispiels ersichtlich, dass ein Normalarbeitsverhältnis als Privileg erachtet wird, was Bourdieus Ansicht, dass Prekarität auch bei jenen Sorgen und Unsicherheit auslöst, die nicht unmittelbar von Prekarität betroffen sind, verifiziert (vgl. Bourdieu 1998: 97).

Am Gelände des *OBI* -Baumarktes traf ich auf den Security, Herrn M., der dafür zuständig ist, die Arbeitssuchenden vom Firmengelände fern zu halten. Wie bereits erwähnt, durfte Herr M. keine Auskünfte zu Problematik erteilen. Sein Vorgesetzter sprach sich gegen ein Interview aus und verweigerte jegliche Stellungnahme. Jedoch schilderte mir Herr M. in einem kurzen Austausch seine Meinung zu dem, was er tagtäglich auf der Triester Straße beobachtet.

Er sagte diesbezüglich:

Das, was die Männer da tun, ist für mich ganz normale Arbeit, sonst nichts. Und für mich ist das, was ich mache auch nur Arbeit. Meistens stehe ich hier und achte darauf, dass sich unsere KundInnen nicht belästigt fühlen. Das was außerhalb des Firmengeländes passiert, geht uns nichts mehr an. Das Problem der Arbeiter ist einfach, die Männer haben keine Ehre und keinen Respekt. Keinen Respekt vor anderen und auch nicht untereinander. (EP, Februar 2011, Herr M.)

Es lässt sich hierbei festhalten, dass Herr M. im Handeln der Männer kein Vergehen sieht. Er beschreibt das Agieren der Akteure als gewöhnliche Arbeit. Sein Aufgabenbereich erstreckt sich über das Firmengelände des Baumarktes und betrifft eher das Wohlbefinden der KundInnen, wie er angab. Obwohl es geradezu die Problemlage der Männer ist, die ihm selbst einen Arbeitsplatz verschafft, schreibt er den Arbeitssuchenden einen sehr geringen Status zu.

Auch Frau S., Angestellte der BP Tankstelle, war bereit mir einiges mitzuteilen:

Die Männer warten hier tagein, tagaus. Egal wann ich arbeite, irgendwer steht immer da. Die Leute tun mir echt leid, weil sie wollen nur arbeiten und finden anders nichts. Manche stehen wirklich den ganzen Tag draußen. Auch bei der Kälte. Fürchterlich, wenn's einem so geht. An manchen Tagen ist es besonders schrecklich. Vor allem wenn sie in der Früh schon anfangen zu trinken. Da weißt du oft nicht, wie die so drauf sind. Wenn der Frust mal überschlägt, kann es schon ziemlich arg zugehen.“ Als ich sie weiter dazu befragte meinte sie: „Ja gelegentlich kommt es schon zu Raufereien. Da wird geschrien und gebrüllt. Da musst du die Polizei rufen. (EP, Februar, 2011)

Frau S. sprach ähnlich wie Herr M. von gewaltsamen Auseinandersetzungen und dass sie diese Umstände als beängstigend empfindet. Frau S. unterstrich dabei besonders die Not der

Arbeitsuchenden und beschwerte sich zugleich darüber, dass sie nicht weiß, wie sie mit der Situation umgehen soll.

Ja, es kommen andauernd Arbeiter rein. Die betteln um eine Zigarette oder um einen Euro. Dann kommen sie zu uns auf die Toilette und rasieren und waschen sich da. Es ist ständig schmutzig. Sie wissen zwar, dass sie etwas kaufen müssen, aber wenn Leute kommen und fragen, ob sie auf die Toilette dürfen. Ich mein, was soll ich da sagen? Da kann ich auch nicht sagen, nein mach das draußen irgendwo. (EP, Februar 2011)

8.6.8.2. Reaktionen und Meinungen der PassantInnen

Wie es in der Analyse der Zeitungsberichte bereits angekündigt wurde, gehen die Meinungen zur Problematik des „Arbeiterstrichs“ und zu „Schwarzarbeit“ im Allgemeinen weit auseinander. Bei meinen Aufenthalten beobachtete ich mehrmals die Reaktionen vorbeiziehender PassantInnen, um so den Alltag der Männer besser zu verstehen. Allgemein kann aus meinen Beobachtungen festgehalten werden, dass Menschen diesen Platz sehr schnell passieren. Manche versuchten, wie ich es wahrnahm, die Situation zu ignorieren. Andere hingegen blickten bestürzt zu Boden und gingen auch nur sehr zögerlich vorbei. Die Mehrheit der Menschen guckte weg und wollte sich, wie ich es annehme, nicht mit der „Armut“ konfrontieren, die sie dort umgibt. Einige PassantInnen schienen verunsichert bzw. beunruhigt zu sein.

Anjo beispielsweise berichtete Raphael hierzu: „*Manchmal gehen Leute vorbei und schauen dich an. Dann fühlst du dich schlecht, weil die denken sie sind besser. Die glauben, dass wir schlecht sind, weil wir da stehen. Aber wir wollen nur normal arbeiten*“ (EP, Februar 2011 März, Anjo).

Ich versuchte gelegentlich PassantInnen anzusprechen, um sie nach ihrer Anschauung zu befragen. Ähnlich wie in den Blogs hörte auch ich in manchen Aussagen Vorurteile und abwertende, fremdenfeindliche Meinungen heraus. Vereinzelt verliehen AnrainerInnen ihrem Ärger über die bestehende Problematik Ausdruck. Kritisiert wurde dabei das Vorgehen bzw. Nicht-Vorgehen der Polizei sowie das Verhalten und Handeln der Arbeitsuchenden. Ein paar PassantInnen äußerten Verständnis für die arbeitssuchenden Männer und beklagten sich dabei allgemein über die bestehende Ungerechtigkeit der Arbeitswelt und des derzeitigen formalen

Systems. Es wurden dabei Befürchtungen und Ängste angesprochen, die zeigen wie problematisch die Situation wahrgenommen wird.

Eine ältere Dame (circa 65 Jahre alt) beispielsweise sprach sich empört gegen die Umstände aus und sorgt sich wie folgt:

Das gehört verboten. Die Ausländer lungern da rum und versperren einem den Weg. Die Leute, die hier wohnen fühlen sich unwohl. Ich traue mich oft gar nicht mehr aus meiner Wohnung. Die sehen ja, wann Menschen ihre Wohnungen verlassen und wann sie wieder heim kommen. Wenn da einer einbricht, braucht sich keiner wundern. So wie es denen geht, kann man ihnen das auch nicht verdenken. Die Polizei müsste da durchgreifen, und die Männer vertreiben. Aber die tun nichts. Die schauen einfach zu, bis etwas passieren wird. (EP, April 2011, Name unbekannt)

Ein anderer Anrainer (ca. 40 Jahre alt) meinte hierzu: „*Das sind arme Leute grundsätzlich. Die wollen eine Arbeit haben. Unter Anführungszeichen, versteht sich. Und so lange sie hier stehen, können sie nicht einbrechen*“ (EP, April 2011, Name unbekannt).

Als weiteres Beispiel möchte ich hier von Sabine berichten, die mit ihren beiden Kindern gerade den Baumarkt verließ, als ich sie zu ihrer Meinung fragte. Sabine ist 29 Jahre alt und wohnt nicht allzu weit vom Baumarkt entfernt. Sie sagte:

Es ist schlimm. Schlimm, dass die Leute da nichts anderes machen können. Ich wohne gleich hier in der Nähe. Tagein, tagaus, immer stehen da welche rum. Die Leute wollen arbeiten. Sonst nichts. Aber ich finde es bedenklich. Ich mein, die Leute sind sehr arm und haben nichts. Dazu werden sie auch noch vollkommen ausgenutzt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis da einer durchdreht. Zu meinen Kindern sage ich stets, sie sollen sich fern halten. Es ist ein hässlicher Ort und zeigt, wie schlimm unsere Welt heute ist. Die Leute sind arm, aber wir können ihnen da auch nicht helfen. Jeder hat seine Probleme wo er durch muss. Wer weiß, wie es uns geht, in ein paar Jahren? Die Arbeitslosigkeit steigt von Jahr zu Jahr an und das Leben wird im Gegensatz dazu immer teurer. Der Staat wird etwas ändern müssen. Sonst geht es uns allen irgendwann so. (EP, Februar 2011, Sabine)

Sabine zeigte sich über die Situation der arbeitssuchenden Männer sehr bestürzt. Sie selbst ist nicht unmittelbar von Prekarität betroffen, jedoch sorgt Sabine sich aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit und der steigenden Lebenserhaltungskosten ebenso um eine sichere Zukunft. Sabines Äußerung stellt ein weiteres Beispiel für Bourdieus und Castels Auffassung dar, dass Prekarität sich nicht nur auf die „unteren Schichten der Gesellschaft“ auswirkt, sondern verschiedenste soziale Gruppen betreffen kann (vgl. Castel 2009: 31 und Bourdieu 1998: 97).

Die Männer werden täglich mit solchen Reaktionen konfrontiert. Die Akteure sind sowohl Diskriminierungen, abwertenden Worten als auch Vorurteilen ausgesetzt, wie es in den

Beispielen der Blogs besonders deutlich wurde. Der „Arbeiterstrich“ auf der Triester Straße wird zumeist mit Armut assoziiert. Zudem ist die gesellschaftliche Anerkennung sehr gering.

8.7. Conclusio

Der sogenannte „Arbeiterstrich“ auf der Triester Straße besteht seit vielen Jahren und kann als Ergebnis einer ungleichen, globalen Wirtschaftsentwicklung verstanden werden. Der derzeitige Regulierungsrahmen erzeugt inhomogene Möglichkeiten an wirtschaftlicher Entwicklung teilzuhaben. Aufgrund staatlicher Arbeitsmarktbeschränkungen und sozialer Marginalisierung geraten viele Menschen in ausweglose Situationen und können nur am Rande der Gesellschaft ihr Überleben bestreiten.

Der „Arbeiterstrich“ stellt einen männlich besetzten Ort dar, an dem Prekarität zum Lebensalltag wird. Castel spricht hierbei von einer „Zone der Entkoppelung“, die sich am unteren Ende der Hierarchie befindet (2009: 29-31). Es treffen sich dort vorrangig Männer mit Migrationshintergrund, die versuchen der wirtschaftlich prekären Lage ihres Heimatlandes zu entkommen.

Allgemein handelt es sich um gewöhnliche Handwerkstätigkeiten, die auf diesem Straßenabschnitt dargeboten werden. Jedoch fehlt es den arbeitssuchenden Männern an arbeits- und sozialrechtlichem Schutz sowie an gewerkschaftlicher Interessensvertretung. Hinzu kommt, dass die Illegalität, die der Problematik irregulärer Beschäftigung zugrunde liegt, den Handlungsraum der Betroffenen strukturiert und den Alltag erheblich erschwert.

Die Männer, die sich am „Arbeiterstrich“ versammeln, sind unbehaglichen und erschreckenden Umständen ausgesetzt. Meine eigenen Emotionen dabei auszublenden und die Perspektive einer Wissenschaftlerin einzunehmen, stellte sich als äußerst schwierig heraus. Zu viele Eindrücke erschütterten mich und ließen mich an der Menschlichkeit unserer Gesellschaft zweifeln. Damit zurecht zu kommen war eine der größten Herausforderungen in meiner Feldforschung. Meine Aufgabe sah ich darin, den Akteuren eine Möglichkeit zu bieten, offen über Ängste, Sorgen und Probleme sprechen zu können und ihnen mit Ratschlägen zur Seite zu stehen.

Der Kontakt zum Forschungsfeld gestaltete sich problematisch, da es sich aufgrund der Illegalität und auch der vorhandenen Sprachbarrieren als schwierig erwies Vertrauen zu

Betroffenen aufzubauen. Nur wenige Gesprächspartner gaben mir persönlichen Einblick in ihre Lebenswelt und ließen mich von ihrem Alltag erfahren.

Aufgrund der Migration wandeln sich die familiären Beziehungen. Viele meiner Gesprächspartner leben von ihren Familien getrennt und anstelle von Intimität und Nähe bilden sich transnationale Netze, die über weite Distanzen aufrecht erhalten werden. Geldüberweisungen (remittances) spielen dabei eine wesentliche Rolle. Aufgrund der räumlichen Distanz bilden sich spezifische Geschlechterrollen heraus, wobei viele Informanten sich in der Position des „Erhalters“ sehen. Der Austausch mit Familienangehörigen wurde von den meisten meiner Gesprächspartner als essentiell erachtet. Die Kommunikation zur Familie und zu Freunden erfolgt vielfach virtuell. Die Anerkennung und Wertschätzung der Familie gibt meinen Gesprächspartnern Mut und Kraft den Alltag zu bewältigen. Die Entfernung zur Familie sowie zum gewohnten sozialen Netz war für alle Betroffenen sehr belastend.

Die Triester Straße stellt einen „Raum“ dar, um Arbeit zu finden und ist gleichzeitig für die Arbeitsuchenden ein Ort des Austausches.

Der Umgang der Arbeitsuchenden untereinander ist – wie sich mehrmals zeigte – situationsbedingt. Wie in der Kontaktaufnahme beschrieben, unterhalten sich die Arbeitsuchenden in verschiedenen Sprachen miteinander. Die Austauschmöglichkeiten untereinander sind einerseits aufgrund unterschiedlicher Sprachkenntnisse zwar etwas eingeschränkt, andererseits entsteht dadurch aber auch eine eigene Form der Kommunikation unter den Akteuren. Die dort anzutreffenden Arbeitsuchenden weisen zwar verschiedene Ausgangssituationen auf, jedoch teilen sie dieselben Bedingungen, die ein Arbeitsplatz auf der Straße mit sich bringt. Die Prekarität ihrer Situation verbindet die Männer miteinander, erzeugt jedoch gleichzeitig auch große Konkurrenz.

Die direkte Konkurrenz bei der Arbeitsuche strukturiert das Handeln der Akteure und erzeugt stets Misstrauen und Unsicherheit. Die Arbeitsuchenden unterbieten sich gegenseitig lohntechnisch und fortgeschrittene Sprachkenntnisse wie auch das Alter beeinflussen die Erwerbsaussichten. Dies illustrierte zum einen die Dringlichkeit ein Arbeitseinkommen zu erzielen, zum anderen wurden dabei jedoch auch die sich ergebenden Folgen ersichtlich,

wenn keine arbeitsrechtlichen Vorschriften geltend sind. Die Akteure sind auf das Wohlwollen ihrer AuftraggeberInnen angewiesen. Es besteht keine staatliche Sicherheit bezüglich Arbeit. Zusätzlich droht ständig die Gefahr mit der Exekutive in Konflikt zu geraten. Aufgrund der ständigen polizeilichen Präsenz und der Illegalität werden die Interaktionen sehr rasch durchgeführt und es bleibt kaum Bedenkzeit. Die ArbeitgeberInnen nutzen den konkurrierenden Markt zu ihren Gunsten. Die Arbeitgeber verhielten sich den Arbeitsuchenden gegenüber sehr unterschiedlich, jedoch kann im Allgemeinen von negativer Reziprozität nach Sahlins gesprochen werden (vgl. Barnard/Spencer, 2002:619).

Zwar gibt es Bestrebungen unter den Männern sich zusammen zu schließen, um sich gegen unfaire Behandlungen und Ausbeutung zur Wehr zu setzen, doch der Zusammenhalt wird aufgrund der Prekarität, der sie ausgeliefert sind, untergraben. Es bewahrheitet sich damit Bourdieus Ansatz. Aufgrund von Not und existenzieller Unsicherheit achtet zuerst jeder auf sich selbst und sein eigenes Überleben (vgl. 1998: 99).

Die Akteure boten etliche Handwerkstätigkeiten an und versuchten sich überwiegend nach den Aufträgen ihrer KundInnen zu orientieren. Angefangen bei Tätigkeiten, die wenige Kompetenzen erfordern, reichten diese bis hin zu Leistungen, die ein umfangreiches Wissen voraussetzen. Eine bereits abgeschlossene Ausbildung oder Fachkenntnisse konnten hierbei als symbolisches Kapital erachtet werden, welches sich auf die Arbeitsaussichten auswirkt. Allerdings werden von Auftrag zu Auftrag auch stets neue Fertigkeiten erlernt und verinnerlicht. Mitgestaltungsmöglichkeiten oder Sicherheit am Arbeitsplatz fehlen jedoch. Es besteht andauernd Unsicherheit in Bezug auf Arbeitseinkommen und Arbeitszeit und es mangelt prinzipiell an Regelmäßigkeit. Die Akteure sind aufgrund der Dringlichkeit ein Einkommen zu erzielen jederzeit abrufbar. Die Nachfrage bestimmt den Alltag der Arbeitsuchenden. Zudem bestehen stets neue Anforderungen, wodurch der Leistungsdruck erheblich ansteigt. Flexibilisierung wird - wie Bourdieu beschreibt - zur Flexploitation (vgl. 1998: 101). Der Körper wird dabei zu einem Werkzeug bzw. Instrument und wegen der fehlenden gesundheitlichen Vorsorge bzw. Absicherung werden Verletzungen, Unfälle oder Erkrankungen weitgehend aus dem Bewusstsein verdrängt.

Infolge der stets präsenten Unsicherheit wird zukunftsbezogenes Handeln erheblich eingeschränkt. Pläne wurden zumeist nur auf kurze Sicht hin erstellt und Vorstellungen bezüglich der eigenen Zukunft sind ungewiss. Auch hier bestätigt sich Bourdieus These, dass Prekarität die Zukunft im Ungewissen lässt (vgl. 1998: 97). Das Alter spielt dabei eine ausschlaggebende Rolle. Je jünger meine Gesprächspartner waren, desto eher bestand die Hoffnung, den Sprung in ein reguläres Normalarbeitsverhältnis zu schaffen. In Verbindung mit dem Alter wurden Zweifel, Ängste und Befürchtungen bezüglich der Zukunft angesprochen.

Das Zusammentreffen an diesem Platz lässt die Akteure nach außen hin als gemeinsame Gruppe agieren. Obwohl ihnen von außerhalb oftmals eine kollektive Identität übergestülpt wird, bilden die Männer keine einheitliche Gemeinschaft, sondern unterscheiden sich aufgrund unterschiedlicher Aspekte. Immer wieder war in Gesprächen herauszuhören, dass sich die Akteure individuell voneinander abgrenzen oder in kleineren Gruppen zusammenfinden. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen, Ethnizität, Herkunft, Lohn, Tätigkeit, Ausbildung, persönliche Interessen und subjektive Ansichten, die Sprache sowie das Alter waren hierzu Aspekte, die einerseits für die Arbeitsuche ausschlaggebend sind und andererseits auch von den Akteuren selbst als wesentlich erachtet wurden.

Identitätskategorien und Differenzmarkierungen sind dynamisch und heben sich je nach Situation und Thematik auf bzw. bilden sich neu. Es bilden sich kleinste Netzwerke, die auf Vertrauen basieren. Ansonsten bestimmt ein ständiges Mit- und Gegeneinander die gesamte Interaktion. Die Männer tauschen sich über Erfahrungen, Probleme und Hintergründe aus. Sie unterstützen sich gegenseitig und lernen voneinander. Dabei begegneten mir Solidarität und Gemeinschaftsgefühl. Allerdings grenzten sich die Männer aufgrund derselben Aspekte auch voneinander ab. Derartige Abgrenzungen dienten v. a. dazu, die eigene Situation als „besser“ oder auch als „auswegloser“ darzustellen. Die Männer positionieren sich stets neu - Identität ist daher situativ zu verstehen.

Die gesellschaftliche Anerkennung, die den Männern in Österreich zukommt, ist zumeist sehr gering. Sowohl fremdenfeindliche Vorurteile als auch Diskriminierungen waren in den Zeitungsberichten, Blogs und Meinungen der Anrainer zu finden. Während in den

Zeitungsberichten vor allem die rechtliche Lage der Arbeitsuchenden problematisiert wurde, verstehen sie selbst ihr Handeln als gewöhnliche Arbeit und weniger als ein Vergehen. Die Meinungen der AnrainerInnen, der Angestellten der umliegenden Geschäfte und der RezipientInnen weichen diesbezüglich stark voneinander ab. Einige teilen die Auffassung der Arbeiter und sprachen hierbei von einem Kavaliersdelikt. Andere hingegen zeigten deutlich ihre Ablehnung, da der irreguläre Sektor aufgrund seiner kostenreduzierenden Eigenschaft, eine starke Konkurrenz für den regulären Arbeitsmarkt und dahingehend für formell Beschäftigte darstellt. Eine reguläre Beschäftigung kann dadurch als Privileg erscheinen, welches ständig bedroht zu sein scheint. Rechtspopulistische Tendenzen kamen hierbei zum Vorschein, da die bestehende Problematik häufig MigrantInnen zugeschrieben wird.

Als diskriminierend und unverständlich empfanden meine Gesprächspartner die Zugangsbeschränkungen zum österreichischen Arbeitsmarkt und das Vorgehen der Polizei bzw. die Maßnahmen der umliegenden Baumärkte. Hinzu kommt, dass solche Maßnahmen Vorurteile verstärken können.

Die Angestellten der umliegenden Geschäfte beispielsweise äußerten sich zwar mehrmals verständnisvoll und mitfühlend bezüglich der Problematik, betonten jedoch auch ihre Bedenken, die sie in den vorherrschenden Umständen sehen. Kriminalität und Gewaltbereitschaft, die aufgrund der Armut und der Not befürchtet werden, wurden dazu thematisiert und sind Ausdruck ihrer Sorgen. Von den Angestellten der umliegenden Geschäfte wurde der „Arbeiterstrich“ als geschäftsschädigend dargestellt, da sich nach der Ansicht der Geschäftsinhaber potentielle KundInnen von den vorherrschenden Umständen abgeschreckt fühlen. Die offensichtliche Armut und Prekarität sowie die mediale Darstellung der Umstände, in denen sich die Männer befinden, lösen in AnrainerInnen und Außenstehenden Unsicherheit, Ängste und Zweifel bezüglich ihrer eigenen Lebenssituation und Zukunftsvorstellung aus. Bourdieu tut recht mit der Annahme, dass auch Menschen, die nicht direkt von Prekarität betroffen sind, subjektiv verunsichert werden (vgl. 1998: 97).

Die zuständigen Behörden und Kontrollorgane fühlen sich zwar dazu aufgefordert, etwas gegen diese prekären Arbeitsverhältnisse zu unternehmen, jedoch fehlt es insgesamt an

Lösungsansätzen. Als gravierendes Problem wurde die bestehende Nachfrage formuliert, gegen die, laut Angaben der Polizei, anzukämpfen sei.

Zahlreiche WissenschaftlerInnen, wie Dörre, Bourdieu oder Castel, beschäftigen sich schon seit geraumer Zeit mit den möglichen Folgen prekärer Arbeitsverhältnisse und versuchen verschiedene Lösungsansätze zu erarbeiten. Eine „Politik der Entprekarisierung“ sowie die „Schaffung einer kollektiven Sicherheit“ stellen dabei signifikante Ansätze dar, die anzustreben sind.

Meines Erachtens ist es nötig, den Menschen auf der Triester Straße einen rechtlichen Rahmen des Schutzes zu gewährleisten, damit diese in Würde ihr Leben gestalten können. Der derzeitige Regulierungsrahmen hingegen schafft Bedingungen, die Ausbeutung und Diskriminierungen fördern.

9. Anhang

9.1. Blei Bianca: FH- Magazin punkt

Brennpunkt Arbeiterstrich, 13. 01 2009.

Ein Treffpunkt der Wiener Schwarzarbeitszene liegt auf der Triesterstraße. Das FH-Magazin *punkt* war vor Ort und sprach mit Betroffenen und Zuständigen.

Es ist kalt und nass auf den Wiener Straßen. Niemand steht bei solch einem Wetter gerne draußen. Doch eine Gruppe Männer drängt sich auf dem Bürgersteig vor dem Baustoffhändler Sochor in der Triesterstraße 12 im zehnten Wiener Gemeindebezirk, Favoriten. Etwa zwölf an der Zahl sind es, die jedem, der vorbeigeht leise: „Tapezieren? Zehn Euro die Stunde.“ zuflüstern. Kaum bleibt ein interessierter Passant stehen, scharft sich die gesamte Gruppe um den potenziellen Kunden und redet auf ihn ein. „Nein, keine Polizei. Polizei kommt nicht zuschauen“, wollen sie auch noch letzte Zweifel, dass man von der Exekutive erwischt wird und Strafe zahlen muss, beseitigen. Die Männer kommen alle aus Osteuropa und versuchen, sich in Österreich mit Schwarzarbeit durchzuschlagen. Dafür stehen sie am so genannten Arbeiterstrich und zittern stundenlang in der Kälte um sich ein paar Euro zu verdienen. Immer wieder halten Autos und lassen die billigen Arbeitskräfte einsteigen, um sie für einen niedrigen Lohn auf der heimischen Baustelle zu beschäftigen. Zumeist handelt es sich um Privatpersonen, aber auch große Baufirmen holen immer wieder eine größere Zahl Schwarzarbeiter ab. Das erzählen die Arbeiter dem FH-Magazin *punkt*. Viel mehr wollen die Männer aber auch nicht preisgeben, da sie befürchten, dass sie Probleme zu erwarten haben. Wovor genau sie Angst haben, verraten die Arbeiter ebenfalls nicht.

Auf dem Gehweg dürfen die Männer ihre Dienste anbieten, doch sobald sie auch nur einen Fuß auf das Grundstück der Firma Sochor setzen, scheucht sie ein Mann zurück auf die Straße. Dieser Mann ist ebenso heruntergekommen gekleidet wie die Schwarzarbeiter und sein wirres Haar fällt ihm ständig ins Gesicht wenn er wild gestikuliert. Seinen Namen möchte er nicht nennen, aber dass er Privatdetektiv ist, erzählt er mit stolzgeschwellter Brust. Für die Firma Sochor würden er und ein Kollege aufpassen, dass „die dort“, und dabei zeigt er auf die Gruppe Männer, nicht zu nahe kommen. „Das ist der Nachteil der EU. Durch die Öffnung der Grenzen kommen Leute wie die, die zuvor noch ausgesperrt wurden“, vertritt der Detektiv im Gespräch mit dem FH-Magazin *punkt* doch eine in Österreich sehr gängige Meinung.

Vermeiden ließe es sich aber nicht immer, dass was passiert, erzählt der Detektiv: „Hier gibt es immer wieder Schlägereien, wenn wir versuchen einen Mann, der randaliert, aus der Gruppe zu holen. Dabei ist mir nicht nur einmal was passiert.“ Obwohl laut Detektiv die Polizei immer wieder aufgrund von Anzeigen der Anrainer tätig werde, könne sie im Prinzip nichts machen. „Der Exekutive sind die Hände gebunden. Als es das Bandengesetz noch gegeben hat konntest du wenigstens noch ein paar verhaften, wenn sie mindestens zu fünft beieinander gestanden sind. Aber jetzt geht das auch nicht mehr. Da kann man nur zusehen.“ Von erhöhter Polizeipräsenz will der stellvertretende Bezirksvorsteher von Favoriten, Josef Kaindl, nichts wissen: „Schon seit einem halben Jahr hat es keine Anzeigen mehr gegeben. Die Leute geben auch irgendwann auf. Wir wissen zwar von der Problematik des Arbeiterstrichs, aber auch wir haben keine Möglichkeiten mehr, dieses Problem zu lösen.“ Rein rechtlich dürfen die Schwarzarbeiter auch erst verhaftet werden, wenn man sie auf frischer Tat am Bau ertappt. Schalte sich die Polizei früher ein und versuche, sie schon beim Einsteigen in die Autos der Kunden zu verhaften, so haben sie ganz schnell die Ausrede parat, dass es

sich beim Fahrer doch nur um einen guten Freund handle, der sie abhole, so der Privatdetektiv der Firma Sochor.

Die einzige Behörde, die tatsächlich etwas gegen die Schwarzarbeit auf der Triesterstraße ausrichten kann, ist die „Kontrolle illegaler Arbeitnehmerbeschäftigung“ (KIAB), das Betrugsdezernat des Finanzministeriums. Auf Anfrage von *punkt* bei den Zuständigen im Ministerium konnte keine Auskunft zu konkreten Aktionen gegeben werden, da diese geheim bleiben müssten, um den Überraschungseffekt der Prüfungen zu wahren. Ein weiterer Arbeiterstrich befände sich aber auch auf der Herbststraße in Wien Ottakring, doch sei dieser weit weniger stark frequentiert.

„Auf der einen Seite verstehe ich natürlich die Not der Schwarzarbeiter, aber auf der anderen Seite habe ich absolut kein Verständnis für die Leute, die deren Dienste in Anspruch nehmen“, sagt Kaindl der Stellvertretende Bezirksvorsteher zu *punkt* und macht seinem Ärger damit Luft: „Gäbe es keine Nachfrage, gäbe es auch bald kein Angebot mehr, so einfach ist das und wir wären den Ärger endlich los.“

9.2. Feka Armand; Zelechowski Eva: Der Standard

Arbeiterstrich: Moderne Tagelöhner, 22. März 2010.

Auf dem hundert Meter kurzen Straßenabschnitt teilen sich dutzende Männer den "Arbeitsplatz" und Sorgen über eine ungewisse Zukunft.

Es ist kalt an diesem Mittwochmorgen in Wien Favoriten. Die Männer, die rund um den Baumarkt Obi am Beginn der Triesterstrasse stehen, lassen sich von den unwirtlichen Gegebenheiten ihres "Arbeitsplatzes" allerdings nicht einschüchtern. Alle sind sie bereits oft hier gewesen, haben auf Jobs gewartet und dabei jeder Temperatur standgehalten. Sie sind "moderne Tagelöhner", Schwarzarbeiter, bereit für einen geringen Stundensatz jede noch so kleine Handwerkstätigkeit zu verrichten.

Krise am Schwarzmarkt

Seit 22 Jahren ist Adam* bereits in Österreich. Ursprünglich war der Pole in einer Baufirma angestellt gewesen, aber aufgrund der Wirtschaftskrise hat auch er seinen Job verloren. Dennoch unterscheidet sich Adam grundlegend von den anderen Männern, die ebenfalls neben ihm auf der Straße stehen. Er weiß, wie es ist angestellt zu sein, seine Steuern zu zahlen und das Gefühl zu haben, dass einen ein dichtes soziales Netz auffängt. Der 45-Jährige erzählt in Wiener Dialekt von "besseren Tagen", als es nicht notwendig war, sich hier neben vielen anderen anzustellen. "Früher war alles besser. Ungefähr vor fünf Jahren hat sich hier aber alles verändert", erklärt er. Es gibt weniger "Aufträge" und mehr Anwärter, die sich um einen potenziellen Kunden scharen. Die Krise hat auch für verminderte Honorare gesorgt: Die Stundensätze bewegen sich zwischen sechs und zehn Euro.

Vereinfachte Ausreisemöglichkeiten

Der Großteil der Männer, die um den Baumarkt und die Tankstelle auf der Triesterstrasse stehen, hat kaum oder nur beschränkte Deutschkenntnisse vorzuweisen. Sie kommen vorwiegend aus Rumänien und Polen. Manche von ihnen verlassen auf eigene Hand ihre Heimat, um der Armut und Perspektivlosigkeit zu entfliehen und sich in Österreich ein wenig Geld anzusparen. Andere wiederum werden, von Hintermännern organisiert, zu den Lokalitäten gefahren, die für Schwarzarbeit berüchtigt sind. Auch dieser Realität muss man ins Auge blicken, wenn Gruppen von Männern dort mit Transportern und Minivans abgeladen

werden. Seit dem EU-Beitritt Rumäniens vor knapp drei Jahren sind viele von ihnen nach Österreich gekommen.

Bis zu 2000 Euro monatlich

Dass sich die Männer in der Illegalität befinden, ist ihnen bewusst. Sie setzen sich wissentlich dem Risiko aus, von der Polizei aufgegriffen zu werden, denn nicht zu arbeiten ist keine Alternative. Adam möchte nicht hier sein, viel lieber würde er in einer Firma arbeiten wollen, wie er es früher getan hat. "Aber was soll ich machen, wenn ich sonst nichts zu tun habe? Da ist es doch besser, wenn ich mir hier wenigstens ab und zu etwas dazuverdienne." Der Maurer und Bodenleger bekommt Zustimmung. Im Sommer könne man bis zu 2000 Euro durch Schwarzarbeit verdienen, erzählen die anderen Männer. Netto versteht sich. Nicht selten stehen an "guten Tagen" daher 100 bis 150 Männer an diesem Abschnitt der Triesterstrasse und blockieren teilweise Zufahrten und Fußgängerwege. Ein Umstand, der für den angrenzenden Baumarkt "geschäftsschädigend" ist, so der stellvertretende Filialleiter.

Herumstehen ist nicht strafbar

Der übermäßig strenge Winter und knausrige Häuslbauer hätten allerdings für eine Verschlechterung der Situation gesorgt. Nicht selten bieten sich die Arbeiter daher den Passanten und Einkäufern aktiv an. Dies wiederum ist ein Umstand mit dem die Filialleiter der umliegenden Geschäfte nur bedingt leben können. Die ungeliebten Schwarzarbeiter, die vielen ein Dorn im Auge sind, verschrecken dadurch nicht selten potenzielle Kunden. Der stellvertretende Filialleiter äußert zwar Verständnis für die wirtschaftlich prekäre Situation, der die Männer in ihren Heimatländern zu entkommen versuchen, aber es sei nichtsdestotrotz geschäftsschädigend. Jede Initiative, diesen Zustand zu ändern, verlief bisher im Sand. Denn das Herumstehen auf öffentlichen Fußgängerwegen ist nicht strafbar.

Das Problem an der Wurzel packen

"Wir können sie nur vertreiben, wenn sie sich auf unserem Parkplatz aufhalten, da dies ein privates Grundstück ist", erklärt ein Wachmann, der vor sieben Monaten vom Baumarkt angestellt wurde, um genau dies zu tun. Das Problem müsse an der Wurzel gepackt werden - da sind sich alle Beteiligten einig. Auch die Schwarzarbeiter selbst sind mit ihrer Situation nicht zufrieden. "Ich würde ja legal arbeiten und meine Steuern zahlen", erklärt ein anderer und setzt nach: "Auch wenn ich damit nur 1000 oder 1200 Euro verdienen würde." Härtere Kontrollen und strengere Gesetze machen nur bedingt Sinn, dafür braucht es mehr als das Festhalten der Personaldaten bei polizeilichen Razzien. Immer wieder gelingt es den zuständigen Instanzen nach intensiven Ermittlungen Schwarzarbeit - zum Teil in großem Stil - aufzudecken zu lassen. Unternehmen sind inzwischen vorsichtiger geworden, zu abschreckend wirken Strafzahlungen bei Beschäftigung illegaler Arbeitskräfte. Bis zum ersten Halbjahr 2009 wurden von der KIAB (Kontrolle illegaler Arbeiterbeschäftigung) 14.622 Betriebe kontrolliert, 5720 ausländische illegal Beschäftigte habe man fest genommen. In dieser Statistik sind die inländischen Schwarzarbeiter nicht erfasst.

Verstärkte Kontrollmaßnahmen

Schwarzarbeit wird in Österreich immer noch als Kavaliersdelikt gesehen. Die zunehmende Arbeitslosigkeit treibt immer mehr Menschen in die Schwarzarbeit. Finanzstaatssekretär Lopatka bestätigt auch die Anpassung entsprechender Maßnahmen. Die Zahl der Mitarbeiter bei der KIAB habe man seit 2002 auf 310 erhöht. Die Beamten der KIAB-Teams haben die Aufgabe "durch Kontrollen einheitliche Bedingungen für die Teilnehmer am Arbeitsmarkt

herzustellen". Mit Präventivarbeit soll der Wirtschaftsstandort Österreich geschützt und unfaire Konkurrenzverhältnisse in Folge von Schwarzarbeit verhindert werden.

Für die Männer auf der Triesterstrasse wird sich jedenfalls in naher Zukunft nichts ändern. Aber mit der Aussicht auf den nahenden Sommer steigt neben der Temperatur auch die Aussicht auf mehr Aufträge.

9.3. Fiori Nina: Wiener Zeitung

Der etwas andere Männer-Strich, 13.05.2010.

Von früh bis spät warten und hoffen sie auf Arbeit - aber nur selten endet ihr Tag mit dem ersehnten Erfolg

- Rund 300 Männer gehen auf Wiens Arbeiterstriche.
- Grund dafür ist meist eine fehlende Arbeitsbewilligung.
- Strafen drohen nur den Beschäftigten.
- Wien. Wer einen oder mehrere Handwerker braucht, kann diese natürlich in einem Branchenbuch nachschlagen. Wer allerdings auf der Suche nach Schwarzarbeitern ist, der wird an Wiens Arbeiterstrichen fündig.

Zu welcher Uhrzeit und an welchem Wochentag man diese aufsucht, ist dabei ziemlich egal - arbeitswillige Männer sind dort immer anzutreffen. Ein Treffpunkt befindet sich am Beginn der Triesterstraße, gleich nach dem Matzleinsdorfer Platz. Wahrscheinlich waren es der starke Verkehr, der große Baumarkt und die Tankstelle, die gerade diesen Ort als "Hackler-Aufgabel-Meile" etabliert haben.

"Wir machen alles - egal. Umziehen, Ausmalen, im Garten arbeiten - was immer gebraucht wird", sagt der 35-jährige Alin zur "Wiener Zeitung". Der gelernte Maler kommt ursprünglich aus Rumänien. Er kommt jeden Tag zum Arbeiterstrich. "Was soll ich sonst machen? Auf legale Arbeit habe ich keine Chance. Das hab ich schon zweimal versucht, aber ich bekomme keine Arbeitsbewilligung", führt er aufgebracht ins Treffen.

An diesem Tag sind etwa dreißig Männer da. Fast alle kommen aus dem Ausland, untereinander kennt man sich. In ganz Wien seien sie sicher an die 300, sagen sie. Einige von ihnen sprechen nur gebrochenes, andere ganz gutes Deutsch. Das Wort "Arbeitsbewilligung" kennen sie alle. "Wir kommen in der Früh. Wir unterhalten uns, warten und stehen halt herum", sagt Alin.

Im Normalfall geht es unter den Männern dabei ruhig zu. Aufregung macht sich allerdings breit, wenn die Polizei wieder einmal Organstrafverfügungen über sieben Euro verhängt.

Strafe für Herumstehen

Warum genau sie diese bezahlen sollen, wissen die Männer nicht. Sie fühlen sich hilflos. "Ich muss Strafe zahlen, weil ich dagestanden bin. Was soll das? Wenn ich betrunken im Gras liege, kann ich auch keine Strafe bekommen", sagt der Rumäne Christian. Bei der Polizei erklärt man auf Anfrage der "Wiener Zeitung", dass in diesen Fällen wegen "Behinderung anderer Fußgänger" gestraft werde. Mit der Tatsache, dass sich die Männer als Schwarzarbeiter anbieten, habe das aber nichts zu tun, erklärt Michael Pollak von der

Bundespolizei. "Denn prinzipiell werden im Falle von Schwarzarbeit nur die Beschäftiger, nicht aber die Beschäftigten be-straft."

Um an die Beschäftiger heranzukommen, wurde 2002 die Kontrolle der illegalen Arbeitnehmerbeschäftigung (Kiab) gegründet, die im Bundesministerium für Finanzen angesiedelt ist. Dort weiß man über Wiens Arbeiterstriche Bescheid. Bei der Finanz sei man aber nicht berechtigt, irgendwelche öffentlichen Orte zu kontrollieren. Aktionen im Zusammenhang mit Schwarzarbeit würden aber schon gesetzt, heißt es. Welche genau, wollte man bei der Kiab aber nicht sagen.

Dass ein Asylwerber, wie etwa der 28-jährige Sunil, versucht, sich am Schwarzmarkt zu verdingen, habe jedenfalls keine negativen Konsequenzen für ihn, erklärt Pollak. "Schwarzarbeit hat ja nichts mit dem Asylverfahren, das ja aufgrund einer politischen Verfolgung im Heimatland gestellt wurde, zu tun."

Wie viele andere Männer ist auch Sunil nun seit drei Wochen jeden Tag auf dem Arbeiterstrich anzutreffen. Arbeit habe er aber noch nicht bekommen, erzählt er zerknirscht. "Da kommen zwei, drei Männer. Ich rede mit ihnen und sage zehn Euro. Dann kommen andere und sagen: Ich arbeite für fünf. Dann nehmen sie die", erzählt er. "Die machen alles kaputt."

Vor zwölf Jahren hat er Indien verlassen. Seither hat er fünf Jahre in Malaysien gelebt, sechs Monate in Thailand, ein paar Monate in Frankreich und Italien. In Österreich ist er nun seit sechs Jahren, Wohnung hat er keine. Zurzeit übernachtet er in einer karitativen Einrichtung. Dort dürfe man aber nur ein Monat bleiben. Und dieses sei schon um. "Bitte, bitte, lass mich noch bleiben", habe er daher zum "Chef" gesagt. Zwei Wochen hat er nun noch Zeit, um etwas anderes zu finden.

Der 37-jährige Ioan hat "Gott sei Dank" eine Wohnung. "Ich kann nicht auf der Straße schlafen", sagt er. 150 Euro pro Monat zahlt er einer Bekannten für ein Zimmer. Vier Monate am Stück ist der Rumäne schon bei einem Installateur-Betrieb im neunten Bezirk untergekommen. Länger wollte sein Arbeitgeber ihn aber nicht schwarz beschäftigen. Seither hat das tägliche Warten auf Arbeit wieder begonnen. Ioans Frau und seine beiden Kinder sind in Rumänien. Natürlich würde er gerne bei ihnen leben, sagt er, nur sei dort kein Geld zu verdienen - 200 bis 300 Euro als Arbeiter. "Das ist nicht genug, um eine Familie zu versorgen. Und die Preise sind ja genauso hoch wie hier." Überhaupt sehe er in Rumänien keine Zukunft. "Ohne Lügen und Stehlen hat man dort keine Chance auf ein normales Leben." Die rumänischen Politiker seien eine Katastrophe und mit der noch immer vorhandenen kommunistischen Mentalität sei nichts weiterzubringen, meint er und schüttelt dabei den Kopf. In guten Monaten verdient er in Österreich nun 1000 Euro. Dann fährt er auch zu seiner Familie. In manchen Monaten sind es nur 700 Euro, sagt er.

Nacht durchgearbeitet

Für Christian war Mittwoch ein guter Tag. Am späten Nachmittag seien zwei Männer gekommen, die Hilfe beim Umziehen brauchten. "Ich habe die ganze Nacht durchgearbeitet und Möbel getragen", erzählt er. 200 Euro habe er dabei verdient. Auch er hat eine Frau und zwei Töchter in Rumänien. Um eine Arbeitsbewilligung bemüht er sich nicht: "Ich sehe ja, dass die anderen keine bekommen. Und ich will nicht einen ganzen Tag Arbeit verlieren", erklärt er.

Denn allein 50 Euro pro Woche müsse er für sein Pensionszimmer in Simmering bezahlen. Und das, obwohl er es mit drei anderen Männern teilt. Auch er ist manchmal schon für einen ganzen Monat untergekommen, etwa als Helfer auf einer Baustelle. "Da haben sie mir zehn Euro die Stunde bezahlt", erzählt er und schaut dabei frustriert auf den Boden.

9.4. Autor unbekannt: Kurier

Im Kampf gegen die Schwarzarbeit, 26.04.2011.

Pfuscher haben Hochsaison. Der KURIER war bei einer Kontrolle des "Arbeiterstrichs" auf der Triester Straße dabei.

Test, Test" tönt es aus dem Walkie-Talkie von Peter Niegl, der mit seinem VW-Touran gerade auf den Gürtel einbiegt. Es ist früher Morgen und vor der Ampel zur Triester Straße kommen die Autos nur noch im Schrittempo vorwärts. Entlang des Gehsteigs und an den Tankstellen tummelt sich bereits eine Hundertschaft von Menschen. Es sind Schwarzarbeiter, die sich von hier aus für sieben bis zehn Euro pro Stunde zu Baustellen mitnehmen lassen. Und sie sind das Ziel des Finanzpolizisten Peter Niegl. Wie lange es den sogenannten Arbeiterstrich auf der Triester Straße in Wien schon gibt, kann niemand genau sagen. Über die Belästigung sind sich die Anrainer indes einig: "Das beginnt beim Zielpunkt, wo viele ihr erstes Bier kaufen, und führt dann über die Triester Straße herunter. Bei schönem Wetter sind es so viele, dass ich nicht einmal an ihnen vorbeikomme", sagt die Anrainerin Romana Ertl, die gerade ihr Kind in den Kindergarten bringt.

Im Auto von Peter Niegl rauscht unterdessen wieder das Funkgerät: "Wir sind gleich bei dir." Es ist die Stimme von Linda H. Sie funkt aus dem zweiten der insgesamt drei Autos der Finanzpolizei, die sich nun rund um die Triester Straße positionieren. 12 Mann stark ist die Truppe der Finanzpolizei, die heute eine Schwerpunktaktion auf dem Arbeiterstrich setzt.

Observation

Zwei Hilfsmittel haben die Fahnder im Kampf gegen die Schwarzarbeit: die Polizei und eine Liste mit verdächtigen Fahrzeugen. Fünf Tage wurde die Triester Straße vor dem Zugriff observiert. Alle ein- und ausfahrenden Autos haben die Finanzpolizisten minutiös aufgezeichnet und verdächtige Firmenfahrzeuge notiert. Die Handhabe der Beamten ist dabei begrenzt. Die Schwarzarbeiter selbst werden in Österreich nur bestraft, wenn sie daneben Arbeitslosengeld oder andere staatliche Leistungen beziehen. "Was sollst einem Nackten auch wegnehmen? Wenn sie Geld hätten, würden sie ja nicht hier stehen", sagt Niegl. Doch auch gegen die Firmen kann die Finanzpolizei nur schwer vorgehen: Entweder haben sie Steuerrückstände, dann kann gepfändet werden, oder man erwischt die Schwarzarbeiter direkt am Bau.

Fahndung

"Ein Arbeiter steigt in einen Lkw." - "Lass ihn fahren, Linda", funkt Niegl zurück. Er weiß aus Erfahrung, dass es nur wenig Sinn hat, jedem Kleintransporter zu folgen: "Es gibt auch legale Arbeiter, die einfach von hier abgeholt werden", erklärt der Finanzpolizist. "Und wenn wir einzelnen Zusteigern nachfahren, landen wir am Ende in einem Schrebergarten. Und dafür brauche ich keine 12 Mann."

Wieder rauscht Niegls Funkgerät: "Vier Mann steigen in einen Lkw." "Steht er auf der Liste?" - "Ja." - "Weltklasse, bitte Verfolgung aufnehmen." Die Autos der Finanzpolizisten hängen sich an den verdächtigen gelben VW-Bus. Bis zur A 1 hängt Linda H. ihm an den Fersen, auf der Autobahn folgt Peter Niegl, und bei Baden übernimmt das dritte zivile Einsatzfahrzeug die Verfolgung.

Die Papierfabrik in Pitten bläst weißen Dampf in die morgendliche Luft. Neben den Bahngleisen preschen die drei VW-Tourans des Finanzministeriums durch den kleinen Ort bei Wiener Neustadt. Der gelbe VW-Bus, der hier von der Autobahn abgefahren ist, verschwindet inmitten der Rohbauten von Reihenhäusern an der Peripherie des Ortes.

Razzia

Die Beamten nähern sich zangenförmig der Baustelle und schreiten zur Amtshandlung: Aufnahme der Personalien, Abgleich der Daten in der Datenbank. Gut eine Stunde sind die Beamten vor Ort, um die drei Arbeiter von der Triester Straße und die Handvoll weiterer Arbeiter auf der Baustelle zu kontrollieren. Gegen Mittag dreht Peter Niegl nach fünf Tagen Observation mit einem 12 Mann starken Team und insgesamt gut 100 zurückgelegten Kilometern seinen Funk ab. Ergebnis der aufwendigen Razzia: Ein Schwarzarbeiter wurde aufgegriffen.

9.5. Martens, Peter: Die Presse

Arbeiterstrich: Sechs Euro für den Bruder vom Parkplatz, 25.04.2009.

Auf dem größten Arbeiterstrich Wiens stehen Männer den ganzen Tag wie Prostituierte herum. Haben sie Glück, gibt es Knochenarbeit auf dem Bau - für ein paar Stunden oder Tage, illegal und ohne jede Sicherheit.

Vier Spuren gehen nach Osten, vier nach Westen, und vier weitere tauchen unter die Erde. Darüber spannt sich eine wuchtige S-Bahn-Brücke. Im Schatten des elfstöckigen Plattenbaus hasten vereinzelt Passanten über den Gehsteig. Rechts weisen Schilder den Weg nach Slowenien, links ins Stadtzentrum. Wenige Kilometer weiter nördlich beginnt der Glanz des ersten Wiener Bezirks, doch hier, auf dem Matzleinsdorfer Platz, scheint er Lichtjahre entfernt. Nur die langen Kolonnen adretter Mittelklassewagen erinnern daran, dass sich der Platz in einer der reichsten Regionen Europas befindet. Aber auch die Audis, Toyotas und BMWs bekommen etwas Graues, wenn sie die Kreuzung passieren.

Ein paar Meter entfernt stehen mehrere Dutzend Männer vor einem Baumarkt und warten. In Gruppen lungern sie auf dem Parkplatz und auf dem Gehsteig herum und fixieren jeden, der vorbeikommt, mit ihrem Blick. Sie sind um sechs Uhr morgens da, mittags, und um fünf Uhr abends auch. Ihre dunklen Pullover und Stoffhosen sind abgewetzt, an den Schuhen klebt Lehm. Einige unterhalten sich leise, die meisten schweigen. Man kennt sich – keiner ist das erste Mal hier, auf dem größten Arbeiterstrich von Wien.

Im Schaufenster direkt gegenüber locken Plakate mit langbeinigen Damen in Latexunterwäsche. Und auch diessseits der Straße herrscht gespanntes Warten auf Kundschaft. Auch die Männer verkaufen sich selbst, doch jede Erotik fehlt. Es gibt hier keine Bettelmützen, keine angebotenen Zeitschriften, keine vorgestreckten Verstümmelungen.

Sondern nur Knochenarbeit gegen Euro – wenn man Glück hat. Für ein paar Stunden, für ein paar Wochen.

„Was, du willst Helfer machen?“, fragt Laszlo und lächelt. „Helfer brauchen man nix. Zu viele Helfer, Bruder. Besser Meister.“ Laszlo hat seine Wollmütze tief in die Stirn gezogen, zwei dicke Nägel dienen ihm als Ohrschmuck. Er ist 28 Jahre alt, kommt aus Ungarn und könnte mit seiner Statur in jedem Nachtlokal als Rausschmeißer anheuern. Aber Laszlo erzählt mit verhaltenem Stolz, dass er Maurermeister ist, daheim in Ungarn. „Und ich kann Deutsch. Ohne Deutsch ist nix.“

Kurze Zeit später fährt ein weißer, verrosteter Ford Transit auf den Parkplatz. Zwei unrasierte Gestalten steigen aus und gehen auf die Männer zu. Bis auf ihre Lederjacken sehen sie genauso aus wie die Wartenden. Sofort sind sie von einer Menschentraube umringt, alle reden laut durcheinander. Schnell fällt Laszlo einem der „Arbeitgeber“ ins Wort, dreht sich zu seinen Kollegen um und schnauzt sie an. Sie treten einen halben Schritt zurück, schweigen.

Dann wird verhandelt. Viele Akzente auf diesem Parkplatz sind undefinierbar, doch die Verkehrssprache ist Deutsch. „Kannst du Arbeit?“ – „Kann alles Arbeit.“ „Kannst du Rigips, Beton?“ – „Was, Beton? Hab ich gemacht sehr viel.“ „Kabel auch? Lampe? Holz?“ – „Sicher.“ In einem Punkt muss Laszlo trotzdem passen. „Wasser zu schwer. Wasser ich nix verstehe.“ Dann nennt er seinen Preis: sieben Euro pro Stunde. „Gut, Bruder. Ist gut“, lautet die Antwort. „Aber sieben zu viel. Mach weniger.“ Laszlo sträubt sich. Die beiden Lederjacken preisen nun ihrerseits den Job an: große Baustelle, zwei Tage Arbeit, vielleicht länger, viel zu tun, pünktliche Bezahlung – „Alles korrekt“. Bei sechs Euro willigt Laszlo ein. Am nächsten Morgen ist Arbeitsbeginn.

Nun scheint Laszlo sehr erleichtert. In gelöster Stimmung erzählt er, dass er zusammen mit einem „Kollega“ für 180 Euro im Monat ein Zimmer im 21. Bezirk mietet. Natürlich könnte er auch ganz legal arbeiten, meint Laszlo: „Wenn korrekt, kein Problem. Aber ich Problem. Ich nicht korrekt.“ Er erwähnt seine 20.000 Euro Schulden in Ungarn und wechselt das Thema.

Oder sie jagen dich davon. Die meisten Arbeiter hier seien aus Rumänien, einige aus Polen, ganz wenige aus Ungarn. Zwischen fünf und zehn Euro gebe es pro Stunde, die „Chefs“ seien zur Hälfte privat, zur Hälfte gewerblich. Laszlo beschreibt die Jobs: So gut wie immer geht es um Schwerstarbeit auf dem Bau. Dem Anfänger gibt er den Rat, jeden Abend auf Bezahlung zu bestehen – denn alle hier wüssten, dass man auch tagelang arbeiten kann, um am Ende einfach davongejagt zu werden. „Bei 50 Chefs sind 40 korrekt. Zehn nicht korrekt.“ Die meisten Österreicher würden zahlen, Deutsche auch. Dann zählt Laszlo die Nationalitäten auf, die seiner Meinung nach zu oft den Lohn schuldig bleiben. Und andere, die man immer beim „Business“ in der Stadt, aber nie auf der Baustelle antrifft. Er flucht und spuckt aus. Dann sagt Laszlo leise, dass er weg will von hier, lieber heute als morgen. Am liebsten nach Süden, nach Spanien. Dort sei das Wetter gut, und Arbeit gebe es auch immer. Aber das sei nicht einfach: „Musst habe Glück.“

Seit Jahren beobachtet Michael Lepuschitz den Arbeiterstrich genau. Er ist Stadthauptmann vom Polizeikommando des zehnten Bezirks, Favoriten, in dem sich die Triester Straße befindet. Seine Meinung zum Thema überrascht: „Die Leute, die da stehen, sind keine bösen Menschen. Sie wollen Geld verdienen – und das ist bemerkenswert – mit Arbeit. Aber sie tun etwas, was verboten ist.“ In Wien gibt es mehrere Arbeiterstriche, die Orte variieren ständig. Um die 50 Personen stehen regelmäßig in der Triester Straße, wie viele es insgesamt gibt, ist schwer abzuschätzen. Die Anzahl der Arbeiter habe sich in den vergangenen Jahren kaum

verändert, sagt Lepuschitz: „Ich denke, auch die Wirtschaftskrise wird sich kaum darauf auswirken.“

Das System ist immer dasselbe. Die Arbeiter versammeln sich vor Baumärkten oder an großen Ausfallstraßen, an denen Autofahrer leicht anhalten können. Auftraggeber sind überwiegend Private, weil viele Firmen das Risiko scheuen. Der Stundenlohn dieser Arbeiter unterbietet alles, was auf dem Schwarzmarkt üblich ist, bei Weitem. Auf der anderen Seite sind es die Häuselbauer, die sehr oft aus Niederösterreich kommen und deren Nachfrage einen Markt schafft – und so den Arbeiterstrich überhaupt ermöglicht.

Riskant ist das Geschäft für beide Seiten: Arbeiter müssen immer damit rechnen, um den Lohn geprellt zu werden. Auftraggeber dagegen können nie sicher sein, wie die Qualität der Arbeit ist. Wird man erwischt, müssen beide Seiten mit einer Anzeige und einer Geldstrafe rechnen, gelegentlich auch mit einer Haftstrafe. Bei unbefugter Gewerbeausübung droht eine Verwaltungsstrafe von 3600 Euro für den Anbieter und 2180 Euro für den Auftraggeber sowie weitere Sanktionen. Allerdings gibt Lepuschitz zu, dass es dazu eher selten kommt, ebenso wie zu Festnahmen direkt vor Ort. Fast alle Arbeiter kämen aus EU-Staaten und hätten eine gültige Aufenthaltsgenehmigung. Auch sei es nicht verboten, auf dem Gehsteig zu stehen. Und mit dem Einsteigen in ein fremdes Auto sei noch kein Gesetz verletzt. Erst an der Baustelle kann der Straftatbestand nachgewiesen werden – doch dazu bedürfe es personalaufwendiger Observationen. Die Bekämpfung der Schwarzarbeit finde statt – etwa durch die Fremdenpolizei, die Sicherheitspolizei, die Finanzämter. Trotzdem stellt Lepuschitz fest: „Aus polizeilicher Sicht hat der Arbeiterstrich nicht die oberste Priorität. Raubüberfall, Einbruchsdiebstahl, Kfz-Diebstahl – das sind Delikte, die speziell den zehnten Bezirk schwer belasten. Es ist alles auch eine Frage der Verhältnismäßigkeit. Und die Leute vom Arbeiterstrich sind mir alle Mal lieber als Berufseinbrecher.“

Ein paar Tage später, abends, kommt Laszlo wieder zum Parkplatz. Er will es versuchen, obwohl die Aussichten um diese Uhrzeit noch schlechter sind als sonst: In den nächsten zwei Stunden bietet niemand etwas an. Eine große Müdigkeit liegt jetzt in Laszlos Blick. „Viel Glück, Bruder“, sagt er zum Abschied und reicht die Hand. Dann fährt Laslo in den 21. Bezirk, schlafen. Und träumt von Spanien.

9.6. Melzer Helmut: Die Bauzeitung

Schatten über der Wirtschaft, 20.11.2009.

Mit der Krise steigt der Pfusch: Der österreichischen Bauwirtschaft und dem Handwerk entgehen bereits 7,8 Milliarden Euro im Jahr, schätzen Experten. Jetzt sind weitreichende Maßnahmen zur Eindämmung gefordert.

Ich bin davon überzeugt: Die Wirtschaftskrise forciert die Schattenwirtschaft“, nimmt sich Ökonom Friedrich Schneider von der Universität Linz beim Thema Pfusch kein Blatt vor den Mund. Und er legt erschütternde Zahlen auf den Tisch: Insgesamt, so kalkulierte der Wirtschaftsexperte nach eigener Berechnungsmethode, werden die Arbeitsleistungen ohne Rechnungslegung im heurigen Jahr eine Wertschöpfung von 20,5 Milliarden Euro ausmachen. Und damit erstmals seit 2004 wieder angestiegen sein. Den größten Teil davon, 7,8 Milliarden Euro oder 38 Prozent, werden im Baugewerbe und dem Handwerk lukriert – vorbei am Fiskus. Leidtragende sind in erster Linie – neben dem Staat – die heimischen Unternehmen. Ein Faktum, das auch Bundesinnungsmeister Hans-Werner Frömmel sauer

aufstößt. Er warnt: „Der Pfusch ist kein Kavaliersdelikt. Wer erwischt wird, muss mit empfindlichen Strafen rechnen.“

Doch welches Ausmaß die Schattenwirtschaft tatsächlich angenommen hat, ist umstritten. Der Grund dafür liegt an unterschiedlichen Berechnungsmethoden. Und führt gelegentlich auch zu Disputen unter den Experten. So beruht eine weitere aktuelle Studie der KMU-Forschung Austria im Auftrag der Sparte Gewerbe und Handwerk der Wirtschaftskammer Wien auf den Daten der Statistik Austria. Das Resultat: Österreichweit sei die Schattenwirtschaft „nur“ auf rund 9,3 Milliarden Euro angewachsen. 1,7 Milliarden Euro davon entfallen allein auf Wien, rund ein Viertel auf das Bau- und Baunebengewerbe. Ernst Gitterberger von KMU-Forschung zur Erklärung: „Es gibt zwei unterschiedliche Basisberechnungsmodelle. Wir haben die Schattenwirtschaft enger definiert.“

Noch immer Kavaliersdelikt

Einen weiteren Faktor bei der Misere deckt eine Studie des Market-Instituts auf: 41 Prozent der Österreicher sehen den Pfusch nach wie vor als Kavaliersdelikt an. Zwar bedeutet das einen starken Rückgang gegenüber 63 Prozent im Jahr 2006, aber trotzdem bleibt die Schwarzarbeit im Unrechtsbewusstsein an erster Stelle, noch vor Geschwindigkeitsüberschreitung auf der Autobahn (29 Prozent). Und überhaupt: Etwa jeder neunte Österreicher hat im letzten Jahr einen Pfuscher beschäftigt – und auf jede Gewährleistung und Haftung für Schäden verzichtet. „Hinter organisierten Pfuscherpartien stehen oft illegale Firmengeflechte, die ungeschulte und unbefugte Arbeitskräfte einsetzen. Dadurch wird der Pfusch auch als Ausdruck für minderwertige Leistung zum zusätzlichen Risiko“, betont Baubranchen-Chef Frömmel.

Maßnahmen gefordert

Abseits der Höhe des angerichteten Schadens wird der Ruf nach erfolgversprechenden Maßnahmen immer lauter. „Die Pfuscher, die nicht angemeldet tätig sind und weder Steuern noch Sozialabgaben abführen, schädigen nicht nur die öffentliche Hand, sondern vor allem die Unternehmer, die bei den Billigangeboten nicht mithalten können und Aufträge verlieren“, protestiert auch Brigitte Jank, Präsidentin der Wirtschaftskammer Wien. Gottfried Parade, Wiener Obmann der Sparte Gewerbe und Handwerk, über den sogenannten Arbeiterstrich: „Allein auf der Triester Straße bieten sich täglich rund 100 illegale Tagelöhner an.“ Was hier konkret fehlt, seien regelmäßige Kontrollen durch die Behörden. Mit der Schattenwirtschaft geht auch gehöriges Potenzial für den Arbeitsmarkt flöten: Würde das Unmögliche geschehen und die schattenwirtschaftlichen Leistungen im kompletten Umfang in die offizielle Wirtschaft wandern, entstünden 35.800 Arbeitsplätze. Das entspräche der Hälfte der derzeit in Wien arbeitslos gemeldeten Personen.

Hohe Erwartungen werden in einen geforderten Handwerkerbonus gesetzt. Analog zum deutschen Modell sollen Handwerkerrechnungen für Renovierungs-, Erhaltungs- und Modernisierungsarbeiten im Haushalt als Absatzbetrag von der Steuerlast abgezogen werden können. Bis zu einem Höchstbetrag von 6.000 Euro sollen 20 Prozent der Arbeitskosten, also maximal 1.200 Euro, absetzbar sein. Davon, so kalkulierte Ökonom Schneider, würden rund 300.000 Haushalte Gebrauch machen. WKÖ-Präsident Christoph Leitl: „Ein Handwerkerbonus wäre sowohl ein Beitrag zur Förderung der Beschäftigung als auch zur Bekämpfung der Schwarzarbeit. Und er wäre für den Finanzminister kostenneutral, wenn nicht sogar ein gutes Geschäft.“ Im Detail: Zwar würde das dem Fiskus zunächst rund 300 Millionen Euro kosten, aber das Volumen der Schattenwirtschaft könnte um bis zu 1,7 Milliarden Euro reduzieren werden und bei einer Abgabenbelastungsquote von 40 Prozent

400 bis 500 Millionen Euro in die Staatskasse zurückspülen. Eine weitere Idee zur Eindämmung der Schwarzarbeit wäre die Anhebung der Umsatzsteuergrenze für Kleinbetriebe von derzeit 30.000 auf 50.000 Euro. Liegt der Jahresumsatz darunter, muss keine Umsatzsteuer verrechnet werden. Wie stehen die Chancen, dass diese Forderungen auch von politischer Seite Anklang finden? Dazu WKW-Obmann Parade: „Die Frage lautet vielmehr: Wie lange kann es sich der Staat noch leisten, dass Geld verschwindet.“

9.7. Michner Jörg: Tageszeitung Heute

Triester Straße 12: Hier stehen Handwerker am Arbeiterstrich, 08.05.2011.

Die Triester Straße in Favoriten, Richtung Shopping City Süd: Ab sechs Uhr früh stehen hier vor dem OBI-Baumarkt und der Shell-Tankstelle bis zu 100 Männer – am Arbeiterstrich von Wien. Sie bieten an: Fliesen legen, Betonieren, Malerarbeiten.

Die Handwerker kommen aus Osteuropa, haben zwar meistens eine Aufenthalts-, aber selten eine Arbeitsgenehmigung. Einer der Wartenden: Bulbuc (40) aus Rumänien. „Ich stehe täglich hier – seit zehn Jahren. Ich verdiene mehr als zu Hause,“ erzählt er. Stundenlohn: sieben Euro. Sein Landsmann Roata (35) ist Tapezierermeister, wartet auch jeden Morgen auf Kundschaft. Die Anrainer ärgern sich über diese „Arbeitsvermittlung“, doch die Polizei ist machtlos – denn: Um den Männern Schwarzarbeit nachzuweisen und sie auf frischer Tat zu ertappen, müsste ihnen die Polizei bis zur Baustelle folgen. Doch dafür fehlt das Personal.

9.8. Schönherr Alex: Kronen Zeitung

Standortwechsel - Ärger über neuen Arbeiterstrich, 25.09.2010.

Die scharfen Kontrollen in der Triester Straße haben offenbar Wirkung gezeigt. Die langen Schlangen illegaler „Jobbewerber“ vor einem Baumarktparkplatz haben sich weitgehend aufgelöst, berichten Anrainer. Der Arbeiterstrich in Favoriten hat sich allerdings nur um einige Häuserblocks verlagert – in die Gudrunstraße. Besonders montags zwischen 6 und 11 Uhr sollen sich die Handwerker vor einer Tankstelle zusammenfinden, so „Krone“-Leser.

Die Männer aus Rumänien, Albanien, Tschechien und der Slowakei, die ihre Arbeitskraft gegen Bares anbieten, spielen mit den Behörden Katz und Maus. Der Standortwechsel verschafft ihnen eine gewisse Verschnaufpause. Die Anrainer sind verärgert. Sie fühlen sich durch die Menschenansammlung verunsichert. „Die Polizei ist überlastet und weiß offenbar noch gar nicht, dass sich das Problem hierher in die Gudrunstraße verschoben hat“, meint ÖVP-Gemeinderat Alfred Hoch.

Er fordert rigorose Kontrollen und bekräftigt die langjährige Forderung der Stadt-Schwarzen nach einer Stadtwache. „Sie könnte helfen, die Arbeiterstriche in den Griff zu bekommen.“

Denn das Phänomen ist nicht auf Favoriten beschränkt. Auch in den großen Ausfahrtsstraßen in Floridsdorf oder Donaustadt werden immer wieder illegale Jobwerber gesichtet. Das System funktioniert nur, weil es auch Leute gibt, die diese Menschen beschäftigen. Sie schaden dem Staat und damit der Gemeinschaft. Auch hier gehört der Hebel noch stärker als bisher angesetzt, meinen viele.

10.9. Abkürzungsverzeichnis

Arbeiterkammer (AK)

Arbeitsmarktservice (AMS)

Wirtschaftskammer Österreich (WKO)

ILO (International Labour Organisation)

Ausländerbeschäftigungsgesetz (AuslBG)

Kontrolle illegaler Arbeitnehmerbeschäftigung (KIAB)

Internationale Vereinigung für Sicherheit (ISSA)

Bruttoinlandsprodukt (BIP)

Vergleiche (vgl.)

Prozent (%)

Seite (S.)

ebendieser (ebd.)

und so weiter (usw.)

herausgegeben (hg.)

10. Literatur- und Quellenverzeichnis

Altvater, Elmar; Mahnkopf, Birgit. (2002). Globalisierung der Unsicherheit – Arbeit im Schatten, schmutziges Geld und informelle Politik. Münster. Westpfälisches Dampfboot.

(AK [1]) *Arbeiterkammer Wien.* (2012). 1918-1933: Gründe & erste Erfolge. Internetdokument. <http://www.arbeiterkammer.at/online/1918-1933-gruendung-erste-erfolge-63856.html>, letzter Aufruf: 28.02.2012.

(AK [2]) *Arbeiterkammer Wien.* (2012). Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt für Bürger aus den neuen EU-Staaten. Internetdokument. <http://www.arbeiterkammer.at/online/neue-eu-buerger-14770.html>, letzter Aufruf: 16.03.2012

(AMS [1]) *Arbeitsmarktservice.* Aufenthalt, Niederlassung und Arbeitspapiere. Internetdokument. <http://www.ams.at/sfa/14103.html>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

(AMS [2]) *Arbeitsmarktservice.* AusländerInnen. Internetdokument. <http://www.ams.at/sfa/14074.html>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

(AMS [3]) *Arbeitsmarktservice.* Wer ist betroffen? Internetdokument. <http://www.ams.at/sfa/14101.html>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

Armbruster, Heidi. (2009). Anthropologische Ansätze zu Migration. In Six-Hohenbalken, Maria; Tasic, Jelena. (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien. Facultas Verlags- und Buchhandels AG. S. 52 – 69.

Appel, Margit; Steiner, Hans. (1998). Soziale Grundsicherung in Österreich. In: Forum Politische Bildung (Hg.): Sozialpolitik im internationalen Vergleich. Innsbruck. S.23-30.

Bangasser, Paul, E.. (2000) The ILO and the informal sector: an institutional history. EMPLOYMENT PAPER. 2000/9. Employment Sector. In: International Labour Organization. (2000). Internetdokument. http://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---ed_emp/documents/publication/wcms_142295.pdf, letzter Aufruf: 15.02.2012.

Barnard, Alan. (2002). Emic and etic. In: Barnard, Alan; Spencer, Jonathan (eds.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London. Routledge. S.180 – 183.

Barnard, Alan; Spencer, Jonathan. Reciprocity. In: Barnard, Alan; Spencer, Jonathan (eds.): *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*. London. Routledge. S.619.

Bauer, Werner T. Zuwanderung nach Österreich. Wien. Österreichische Gesellschaft für Politikberatung und Politikentwicklung. (2008). Internetdokument: http://www.politikberatung.or.at/typo3/fileadmin/02_Studien/8_Migration/zuwanderungnachoesterreich.pdf, letzter Aufruf: 30.01.2012.

Bourdieu, Pierre. (1998). Prekarität ist überall. In *Gegenfeuer*. Wortmeldung im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: UVK, Univ.-Verl. Konstanz.

Carrier, James, G. Exchange. In: Barnard, Alan; Spencer, Jonathan (eds.): *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*. London. Routledge. S. 218-221.

Castells, Manuel; Portes, Alejandro. (1989). World Underneath: The Origins, Dynamics, and Effects of the informal Economy. In: Portes, Alejandro; Castells, Manuel; Benton, Lauren, A. (Hg.): *The Informal Economy. Studies in Advanced and Less Developed Countries*. Baltimore. S. 11-37.

Castel Robert; Dörre, Klaus. (2009). Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/Main. Campus Verlag GmbH.

Castel, Robert; Dörre, Klaus. (2009). Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts – Einleitung. Theoriefolien, Begriffe, Zeitdiagnosen. In: Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/Main. Campus Verlag GmbH. S. 11-20.

Castel Robert. (2009). Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Castel Robert; Dörre, Klaus. Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/Main. Campus Verlag GmbH. S.21- 34.

De Soto, Hernando. (1992). Marktwirtschaft von unten. Die unsichtbare Revolution in Entwicklungsländern. Zürich.

Deterts, Dorothea. (2002). Die Gabe im Netz sozialer Beziehungen. Zur sozialen Reproduktion der Kanak in der paici Sprachregion um Kone (Neukaledonien) Hamburg.

Dörre, Klaus. (2006) Prekarität – Ursachen und Folgen unsicherer Beschäftigung. Goethe Institut. Internetdokument. <http://www.goethe.de/ges/soz/dos/arb/pre/de1870532.htm>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

Dörre, Klaus; Brinkmann, Ulrich; Röbenack, Silke. (2006) Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn. Friedrich Ebert Stiftung. Internetdokument. <http://library.fes.de/pdf-files/asfo/03514.pdf>, letzter Aufruf 27.05.2012.

Dressel, Gert. (1996). Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien, Köln, Weimar. Böhlau Verlag.

Enste, Dominik H. (2002). Schattenwirtschaft und institutioneller Wandel. Mohr Siebeck. Tübingen.

Enste, Dominik H.; Schneider, Friedrich. (Hrsg.). (2006). Jahrbuch Schattenwirtschaft 2006/2007. Zum Spannungsfeld von Politik und Ökonomie. Wien, Berlin. Lit Verlag.

Gabler Wirtschaftslexikon. Springer Gabler. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. Internetdokument. <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/54787/arbeit-v5.html>, Letzter Aufruf 27.05.2012.

Gudeman, Stephan. (2002). Economic Anthropology. In: Barnard, Alan; Spencer, Jonathan (eds.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London. Routledge. S.172-177.

Hammer-Athumani, Birgit. (2003). Der informelle Sektor in Tanzania unter Berücksichtigung informeller Aktivitäten in Dar es Salaam. Diplomarbeit. Wien.

Harris, Marvin. (1989). Kulturanthropologie: Ein Lehrbuch. Campus, Frankfurt/Main. 2. Aufl.. Titel der Originalausgabe: Cultural Anthropology.

Hohensee, Jens. (1996). Der erste Ölpreisschock 1973/74. Historische Mitteilungen: HMRG, Beihefte, Band 17. Stuttgart. Franz Steiner Verlag.

Houf, Herbert; Lehner, Wilfried. (2008). Handbuch Kiab-Kontrollen. Wien. Manzsche Verlag- und Universitätsbuchhandlung.

(ILO [1]) *International Labour Organisation*. ILO Verfassung. (1996-2012). Internetdokument. <http://www.ilo.org/public/german/region/eurpro/bonn/verfassung/index.htm>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

(ILO [2]) *International Labour Organisation*. Provisional Record. Eightyninth Session. Sixth item on the agenda: Social Security – Issues, challenges and prospects. International Labour Conference. Geneva. (2001). Internetdokument. <http://www.ilo.org/public/english/standards/relm/ilc/ilc89/pdf/pr-16.pdf>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

(IVSS) *Internationale Vereinigung für Soziale Sicherheit*. Soziale Sicherheit. (2008-2012). Url: <http://www.issa.int/ger/Themen/Ueber-soziale-Sicherheit>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

Jandl, Michael; Hollomay, Christina; Gendera, Sandra; Stepien, Annaund; Bilger, Veronika. (2009). Migration and Irregular Work in Austria. A Case Study of the Structure and Dynamics of Irregular Forgein Employment in Europe at the Beginning oft he 21st Century. Amsterdam. Amsterdam University Press.

Komlosy, Andrea; Parnreiter, Christof; Stacher, Irene; Zimmermann, Susan. (1997). Der informelle Sektor: Konzepte, Widersprüche und Debatten. In: Komlosy, Andrea; Parnreiter, Christof; Stacher, Irene und Zimmermann, Susan (eds.): Ungeregelt und unterbezahlt. Der Informelle Sektor in der Weltwirtschaft. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel; Wien: Südwind. S. 9-28.

Kathan, Bernhard; Kendlbacher, Manfred. (1995). Schwarzarbeit. Überlebenskunst oder Schmarotzertum? Wien. Verlag für Gesellschaftskritik.

Kingsolver, Ann, E. (2002). Work. In: Barnard, Alan; Spencer, Jonathan (eds.): Enceclopedia of Social and Cultural Anthropology. London. Routledge. S. 564-565.

Kulischer, Josef. (1988). Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. München. Oldenburg Verlag GmbH.

Mayring, Philipp. (2002). Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Mayring, Philipp. 5.überarbeitete und neu ausgestattete Auflage Weinheim: Beltz.

Miller, Manfred. (1985). Schwarzarbeit zwischen Anerkennung und Bekämpfung. Konstanz. Hartung Gorre Verlag.

Mückl, Wolfgang J. (1986) Die Schattenwirtschaft: Entstehungsursachen, Umfang und Auswirkungen. In: Eser, Albin; Müller, Heinz J. (Hrsg.): Schattenwirtschaft und Schwarzarbeit. Paderborn, München, Wien, Zürich. Görresgesellschaft, Ferdinand Schöningh. S. 9-32.

Parnreiter, Christof. (1997). Die Renaissance der Ungesicherheit: Über die Ausweitung informeller Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit im Zeitalter der Globalisierung. In: Komlosy, Andrea; Parnreiter, Christof; Stacher, Irene und Zimmermann, Susan (eds.): Ungeregt und unterbezahlt. Der Informelle Sektor in der Weltwirtschaft. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel; Wien: Südwind. S.203-220.

Pelizzari, Alessandro. Prekarisierung. Socialinfo. Information sur les politiques sociales en Suisse. (2011) Internetdokument. <http://www.socialinfo.ch/dynpages/index.cfm>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

Pike, Kenneth, Lee. (1967). Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior. (2nd edn) The Hague and Paris. Mouton & Co.

Rodgers, Gerry; Rodgers, Janine. (1989). Precarious Jobs in labour market regulation: The growth of atypical employment in Western Europe. International Labour Organisation (International Institute for Labour Studies). Geneva 22. Free University of Brussels.

Slama, Martin. Globale Stadt. (2011). In: Kreff, Fernand; Knoll, Eva-Maria; Gringrich, Andre (Hg.): Lexikon der Globalisierung. Bielefeld. Transcript Verlag. S.122 – 125.

Sanjek, Roger. (2002). Ethnography. In: Barnard, Alan; Spencer, Jonathan (eds.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London. Routledge. S.193 – 198.

Sassen, Saskia. (1997). Informalisierung in den Global Cities der hochentwickelten Marktwirtschaften: hausgemacht oder importiert? In: Komlosy, Andrea; Parnreiter, Christof; Stacher, Irene und Zimmermann, Susan (eds.): Ungeregt und unterbezahlt. Der Informelle Sektor in der Weltwirtschaft. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel; Wien: Südwind. S. 235-246.

Schneider, Friedrich. (2011). Der Einfluss der Weltwirtschaftskrise auf die Schattenwirtschaft und Korruption in Deutschland und in Österreich: Ein (Wieder-) Anstieg. In: Enste, Dominik H.; Schneider, Friedrich (Hrsg.): Jahrbuch Schattenwirtschaft 2010/2011. Schwarzarbeit, Steuerhinterziehung und Finanzkrise. Berlin. Lit Verlag. S. 19-38.

Seiser, Gertraud; Fellner, Wolfgang. (2011). Milleniumskapitalismus. In: Kreff, Fernand; Knoll, Eva-Maria; Gringrich, Andre (Hg.): Lexikon der Globalisierung. Bielefeld. Transcript Verlag. S. 259-263.

Steiger, Stefan. KIAB. Online in: Gemeinsame Prüfung lohnabhängiger Abgaben. (2007). Internetdokument. <http://www.gpla.at/d/home/kiab>, letzter Aufruf: 30.01.2012.

Stowasser, J., M.; Petschenig, M.; Skutsch, F.. (1997). Stowasser. Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Wien. Öbv et hpt Verlagsgesellschaft.

Von Benda Beckmann, Keebet und Franz. (2000). Coping within security. In: Marks, Hans; Benda Beckman, Keebet und Franz von; (ed.) Coping within security. An Underwall perspective on social security in the Third World. Pustaka Pelajar, Yogayakarta. S. 7-34.

Tosic, Jelena. (2011). Alter-Globalisierung. In: Kreff, Fernand; Knoll, Eva-Maria; Gringrich, Andre (Hg.): Lexikon der Globalisierung. Bielefeld. Transcript Verlag. S. 21-24.

(WKO) Wirtschaftskammer Österreich. (2012) Vorenthalten von Dienstnehmerbeiträgen - Vorenthalten von Beiträgen zur Bauarbeiter-Urlaubs- und Abfertigungskasse-organisierte Schwarzarbeit. Internetdokument. http://portal.wko.at/wk/format_detail.wk?angid=1&stid=434835&dstid=0&titel=Sozialbetrug, letzter Aufruf: 16.03.2012.

Witherton, Peter, G.. Internationale Arbeitsteilung. Online in: Wirtschaftslexikon24. Internetdokument. <http://www.wirtschaftslexikon24.net/d/internationale-arbeitsteilung/internationale-arbeitsteilung.htm>, letzter Aufruf: 27.05.2012.

Empirische Quellen

Lackenbucher, Oliver; Referat für Gewerbe und Politik; Pfuscherbekämpfungsabteilung; Wirtschaftskammer, Wien, Dezember, 2010.

Lackenbucher, Oliver, Referat für Gewerbe und Politik; Pfuscherbekämpfungsabteilung; Wirtschaftskammer, Wien, Februar, 2011.

Zeitungsartikel

Blei, Bianca. Brennpunkt Arbeiterstrich. FH- Magazin *punkt*. 13.01.2009. Wien. Online in: <http://biancablei.viennablog.at/2009/01/13/brennpunkt-arbeiterstrich>, letzter Aufruf: 07.01.2012.

Feka, Armand; Zelechowski, Eva. Arbeiterstrich: Moderne Tagelöhner. Tageszeitung Der Standard. 22.03.2010. Wien. Online in: <http://dastandard.at/1269045647807/Arbeiterstrich-Moderne-Tageloehner>, letzter Aufruf: 12.03.2012.

Fiori, Nina. Der etwas andere Männerstrich. Wiener Zeitung. 13.05.2010. Wien. Online in: http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/wzwien/stadtleben/50817_Der-etwas-andere-Maenner-Strich.html, letzter Aufruf: 12.03.2012.

Kurier (Autor unbekannt). Im Kampf gegen Schwarzarbeit. Pfuscher haben Hochsaison. Tageszeitung Kurier. 26.11.2011. Wien. Online in: <http://kurier.at/wirtschaft/2093822.php>, letzter Aufruf: 28.05.2011.

Martens, Peter. Arbeiterstrich: 6 Euro für den Bruder vom Parkplatz. Tageszeitung Die Presse. 25.04.2009. Wien. Online in: http://diepresse.com/home/panorama/wien/473838/Arbeiterstrich_Sechs-Euro-fuer-den-Bruder-vom-Parkplatz, letzter Aufruf: 12.03.2012.

Melzer, Helmut. Schatten über Wirtschaft. Die Bauzeitung. 20.11.2009. Wien. Online in: <http://www.diebauzeitung.at/ireds-98913.html>, letzter Aufruf: 21.03.2012.

Michner, Jörg. Triester Straße 12. Hier stehen Handwerker am Arbeiterstrich. Tageszeitung Heute. 08.05.2011. Wien. Online in: <http://www.heute.at/news/oesterreich/wien/Triester-Strasse-12-Hier-stehen-Handwerker-am-Arbeiterstrich;art931,557838>, letzter Aufruf: 21.03.2012.

Schönherr, Alex. Standortwechsel. Ärger über neuen Arbeiterstrich. Kronen Zeitung. 25.9.2010. Wien. Online in: http://www.krone.at/Wien/Standortwechsel-_Aerger_ueber_neuen_Arbeiterstrich-Anrainer_empoert-Story-222268, 21.03.2012.

Weblogs

Blog: Heute. 08.05.2011. Online in: <http://www.heute.at/news/oesterreich/wien/Triester-Strasse-12-Hier-stehen-Handwerker-am-Arbeiterstrich;art931,557838>, letzter Aufruf: 21.03.2012.

Blog: Kronen Zeitung. 25.09.2010. Online in: http://www.krone.at/Wien/Standortwechsel_-_Aerger_ueber_neuen_Arbeiterstrich-Anrainer_empoert-Story-222268, letzter Aufruf: 12.03.2012.

Blog: Der Kurier. 24.4.2011. Online in: <http://kurier.at/wirtschaft/2093822.php>, letzter Aufruf: 28.05.2011.

Blog: Der Standard. 22.03.2010. Online in: <http://dastandard.at/1269045647807/Arbeiterstrich-Moderne-Tagelohner>, letzter Aufruf: 21.03.2012.

11. Abstract

Prekäre Arbeitsverhältnisse stellen sowohl in Österreich, als auch in anderen Ländern, eine aktuelle Problematik dar. Das Fehlen von Versicherungsschutz, arbeitsrechtlichen Bestimmungen, lohngestaltenden Vorschriften und gewerkschaftlicher Interessensvertretung sind besonders im Bereich informeller Arbeitsverhältnisse und „Schwarzarbeit“ gravierende Missstände. Durch die Einstufung dieser Form von Erwerbsarbeit als gesetzeswidrig, ergeben sich für Betroffene prekäre Folgen.

Diese Diplomarbeit ist das Ergebnis einer Untersuchung des sogenannten „Arbeiterstrich“ auf der Wiener Triester Straße. Es handelt sich dabei um einen Sammelplatz, an dem Männer ihre Arbeitskraft, ungesichert und irregulär, auf der Straße anbieten. Die Erhebung der Daten fand über mehrere Monate hinweg statt und war eine Methodenkombination aus teilnehmender/systematischer Beobachtung und qualitativen Interviews.

Im Zentrum der Untersuchung stehen sowohl die Selbstwahrnehmung der Arbeiter, als auch die Fremdzuschreibung durch österreichischer Medien und ihrer RezipientInnen. Mit Hilfe einer Analyse österreichischer Zeitungsberichte werden diese Fremdzuschreibungen dargestellt und dabei Vorurteile, Stereotype und Diskriminierungen gegenüber den sogenannten „Schwarzarbeitern“ offengelegt. In dieser Arbeit werden zudem die Lebensbedingungen der auf der Triester Straße arbeitssuchenden Männer dargestellt. Probleme und Schwierigkeiten, welche sich im Zusammenhang mit einer solchen Arbeitssituation ergeben als auch die Ängste und Sorgen der betroffenen Personen werden aufgezeigt. Ziel dabei war diesen Menschen eine Stimme zu geben, um damit ein besseres Konfliktverständnis zu schaffen. Auf der Basis meiner Datenerhebungen soll diese Arbeit aufzeigen, dass Menschen aufgrund ungleicher Möglichkeiten an wirtschaftlicher Entwicklung teilzuhaben und sozialer Marginalisierung in eine solche prekäre Lage geraten und dass Prekarität nicht nur den Arbeitsalltag der betroffenen Menschen beeinflusst, sondern sich auch auf andere Lebensbereiche dieser Menschen auswirkt.

Curriculum Vitae

Persönliche Daten:

Name: Mirjam Gutsche
Geburtsdatum/-ort: 26.09.1985, Wolfsberg
Staatsbürgerschaft: Österreich
Kontakt: mirjam.gutsche@gmx.at
Eltern: Gutsche Karl, Krankenpfleger
Gutsche Maria, Krankenpflegerin
Geschwister: Mario (31)

Bildungsweg:

1992-1996 Grundschule: 9433 Jakling
1996-2004 Stiftsgymnasium: 9470 St. Paul im Lavanttal, Abschluss mit Matura
Seit 2004 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien
Oktober 2006 Abschluss des ersten Studienabschnitts

Interessenschwerpunkte: Medizinanthropologie, Anthropologie des Körpers, Medienanthropologie, Visual Anthropology, Tourismus und interkulturelle Kommunikation.

Regionale Schwerpunkte: Südostasien, Indien.

Titel der Diplomarbeit: „Prekäre Arbeit“ - Eine ethnographische Untersuchung des „Arbeiterstrichs“ auf der Triester Straße.

Berufserfahrung/ Praxis:

Sommer 2004 Betriebsgehilfin - AVS Kinder- und Jugenderholungsaktion in Bibione/ Italien.
2004 – 2009 Diverse Marketing und Promotion-Tätigkeiten.

Sommer 2007	Freizeit-Aktiv-Team-Mitarbeiterin, Hotel Berger Alm, Gerlitzten Alpe/ Kärnten.
Seit Oktober 2009	Produktionsmitarbeiterin im Bereich Leinwanddruck/ Foliendruck bei Novicono GmbH.
Seit Mai 2010	Museumspädagogin im Museum für Völkerkunde in Wien.
2011	Gestaltung des Kinderprojekts „AUGEN ZU!“ im Museum für Völkerkunde.

Studienrelevante Erfahrungen:

Sommersemester 2007	Organisation des kultur- und sozialanthropologischen Filmfestivals „Ethnocineca“ .
Wintersemester 2007	Feldpraktikum „Bollywood in Wien; Repräsentation und Praxis im globalen Kontext.
2008-2009	Basisausbildung in Fotografie, Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien.
2009	ehrenamtliche Integrationshilfe; Sprachtandem Integrationhaus Nußdorf, 1190 Wien.
Seit 2010	Forschung und Schreibtätigkeit an meiner Diplomarbeit zu „prekärer Arbeit in Wien am Fallbeispiel des Arbeiterstrichs auf der Triester Straße“.

Mehrere Auslandsaufenthalte bis zu einem Monat in Südostasien.

Besondere Kenntnisse:

Sprachen:

Deutsch (Muttersprache)
gute Englisch Kenntnisse (in Schrift und Wort)
Basis Französisch Kenntnisse
Basis Latein Kenntnisse
Grundkurs in Swahili

EDV Kenntnisse:

Sicherer Umgang mit Microsoft Office (Word, Power Point)

Persönliche Interessen:

Lesen, reisen, kochen, Naturkosmetikherstellung und künstlerisches Gestalten.